

## Allgemeine Literaturzeitung.

N<sup>ro</sup>. 96.

Freitag, den 2. December

1814.

## P o l i t i k .

*Tableau politique de l'Europe, depuis la bataille de Leipsic, gagnée le 18. Octobre 1813. A Londres 1814. 83 S. in 8.*

*Politisches Gemälde von Europa nach der Schlacht bey Leipzig den 18. October 1813. London den 4. December 1813. Aus dem Französischen. Mit Anmerkungen und einer Frage: Was hofft Europa seit dem 3. April 1814? Deutschland 1814. 95 S. in 8.*

Die Anzeige dieser gehaltvollen Schrift kömmt zwar in der That etwas spät: doch ihr Inhalt verspricht ein zu lebhaftes und dauerndes Interesse, als daß wir unterlassen konnten, ihrer zu erwähnen, und ihre Verbreitung so viel als möglich zu befördern. Sie verdankt ihr Entstehen einer Zeitperiode, die unter die merkwürdigsten gehört, welche die Geschichte kennt; ihr Zweck ist, über die Ursachen, wodurch diese herbeygeführt wurde, und über die Wirkungen, welche aus ihr für die europäische Menschheit erwachsen müssen, Licht zu verbreiten; sie rührt von einem Manne her, welchem eine richtige Auffassung der Gegenwart, eine genaue Bekanntschaft mit der Vergangenheit, ein größtentheils richtiger politischer Blick und eine besondere Gabe, seine Gedanken auf eine anziehende Art zu entwickeln nicht abgesprochen werden können. Nach der Aussage des Übersetzers hat das Werkchen einen franz. Ausgewanderten; der zuletzt in London lebte, den *Marquis de Maisonfort* zum Verfasser. Es machte gleich bey seinem Erscheinen großes Aufsehen; es schien damals selbst den Engländern zu kühn, zu gewagt, zu entscheidend; der Verf. kündigte Dinge an, die da kommen sollten, und an deren Möglichkeit man selbst nach dem Siege bey Leipzig noch zweifeln zu müssen glaubte. Der Erfolg hat

Zwölftes Heft.

seinen Scharfblick gerechtfertigt, ja übertroffen. Das Drama hat eine noch kühnere Wendung genommen, und sich auf eine Art entwickelt, die alle Erwartungen und alle politischen Combinationen, selbst die gewagtesten, weit hinter sich liefs.

So reichhaltig der Inhalt der Betrachtungen und so überzeugend auch nun, da die Vorhersagen größtentheils erfüllt sind, die Behauptungen des Verf. im Ganzen sind, so wenig läßt sich jedoch verkennen, daß sich der Geist der franz. Nation auch in dieser Schrift, so wie in den übrigen allerneuesten Produkten der politischen franz. Literatur nicht verläugne, wir erblicken auf jeder Seite ihren Charakter in seiner ganzen unverhüllten Natur. Leicht gleitet der Verf. wie die meisten seiner Landsleute, über die Begebenheiten dahin, ohne sich lange mit der Erörterung dessen zu befassen, was, wie er meint, jeder ohnehin weiß, allenthalben flimmert sein Scharfsinn und Witz, der sich in grellen Gegensätzen übt; oft vertritt ein lebhaftes, farbenreiches Gemälde, ein Schwall mit dialektischer Kunst zusammengefügter Worte, eine hinreissende Beredsamkeit, eine glänzende Declamation die Stelle eines strengen philosophischen Beweises. Seine Urtheile über die frühere Politik dieses oder jenes Staats sind reine Ausflüsse der bekannten, schon oft gewürdigten Staatsweisheit des alten franz. Hofes. Es schmeichelt seiner Nationaleitelkeit, die unglücklichen Werkzeuge des militärischen Despotismus, unter dessen Gewaltstreichen beynahe Europa erlag, von jeder Schuld rein zu waschen, und er übersieht, daß Buonaparte keine Schandthat, kein Verbrechen, keine Grausamkeit unternommen und vollführt hat, an welchen nicht die Nation durch ihre sklavische Folgsamkeit, und durch ihren Beyfall Antheil genommen. Übrigens gehen die Betrachtungen des Verf. mit jenen Chateaubriand's auf Eines hinaus: auch er sieht die Wiedereinsetzung der Bourbons als die letzte Bedingung an, unter welcher die Ruhe Europa's, und das Glück Frankreichs herge-

stellt werden kann: mit der Wiedereinführung in das Reich ihrer Väter würde das letzte Hinderniß gehoben, einen dauerhaften Frieden auf unserem Erdtheil zu gründen. Der Verf. verräth an manchen Stellen eine Parteylichkeit, die uns an seiner oftgerühmten Gerechtigkeitsliebe zweifeln läßt. Besonders hart fallen seine Betrachtungen über die Politik eines Hauses aus, dessen entscheidenden Antheil an der glücklichen Endigung der zwanzigjährigen Leiden Europa's erst die parteylose Nachwelt gehörig würdigen wird, und dessen Schuld es nicht war, daß die Revolutionshyder zu einer furchtbaren Gestalt angewachsen, und nicht früher bekämpft worden ist. — Manche schiefe und historisch unrichtige Behauptung hat der würdige Übersetzer des Tableau gerügt. Nur vergaß letzterer auch noch folgenden Satz in seinen, der Übersetzung angehängten Anmerkungen zu beleuchten, der uns gerade gegenwärtig einiger Aufmerksamkeit würdig zu seyn scheint, da er auf einem ziemlich allgemein getheilten Vorurtheile über die Vorzüge des westphälischen Friedens beruht. Bey Gelegenheit, wo sich der Verf. die Frage zu lösen bemüht, auf welchen Zustand Europa zurückgeführt werden müsse, um einer dauerhaften Ruhe zu genießen, ob auf jenen, der dem Frieden von Wien, oder von Tilsit, oder Prefsburg oder von Lüneville vorherging, sagt er S. 53: „Wir bedürfen eines zweyten westphälischen Friedens, und *Rußland* verdient bey demselben den Platz des bey jenem von ganz Europa geachteten Frankreichs einzunehmen.“ Welcher Deutsche wünscht wohl von dem Wiener-Congresse jenen unglücklichen Zustand, jene Verfassung und innere Verhältnisse zu erhalten, die der westphälische Friede unserem Vaterlande bereitete? Und wer wird noch übrigens erwarten, daß nur irgend eine Macht, vorzüglich aber *Rußland* dabey jene Rolle übernehmen werde, welcher sich damals das übermüthige, ränkevolle, nur auf Deutschlands Zerrüttung bedachte Frankreich ungerufen anmaßte? Keinen westphälischen Frieden zu einer Zeit, wo das kaum befreyte Deutschland mit Jugendkraft und dauerhafter Stärke aus seiner Erniedrigung sich erheben soll; wo die Opfer des deutschen Volks und seine riesenhaften Anstrengungen eine andere Vergeltung verdienen, als einen Schluß, der den Keim seines neuen Unglücks seiner Schwäche, Zwietracht und Zerrüttung im Innern und seiner Kraftlosigkeit gegen Außen enthielte, der seinen Feinden die wichtigsten der noch übrigen Bollwerke des Reichs in die Hände lieferte, und dasselbe zum Spielball fremder List, fremder Ränke und fremder Übermacht herabwürdigte. Es soll einmal aufhören der Wahlplatz, das Blutfeld der Weltkriege, das Rüst-, Zeug- und

Werbhaus der Welteneroberer, ihr Speicher und ihre Zahlkasse zu seyn. Auch wünschten wir, daß die deutsche Verfassung eine solche Gestalt und Festigkeit erhielte, daß sie jede fremde Garantie, jede Verbürgerung ihrer Existenz durch andere nicht deutsche Mächte entbehren könnte. Es ist schon demüthigend für uns, daß wir seit dem westphälischen Frieden immer fremden Regierungen directen Einfluß auf unsere jedesmalige politische Gestaltung einräumten, gleichsam als wenn das deutsche Volk nicht mündig genug wäre, sich aus und durch sich selbst zu constituiren und sein Staatsgebäude zu erhalten.

Die Übersetzung dieser Schrift liest sich wie ein deutsches Original, ihre Sprache ist rein, correct und an Lebhaftigkeit mit der französischen wetteifernd. Besonders verdient jedoch der angehängte Aufsatz über die Frage: Was hofft Europa seit dem dritten April 1814? eine ausgezeichnete Erwähnung, so wie die rege Theilnahme seines Verfs. an dem künftigen Wohle Deutschlands die Aufmerksamkeit aller Freunde des Vaterlandes. Deutschland werde *ein* Reich, *eine* Staatsmacht, und nur *ein* Staatszweck, wie *eine* Sprache, *ein* Nationalgeist und *eine* Tapferkeit umfasse alle Völker deutscher Zunge. Holland und die Schweiz vereinigen sich wieder mit dem germanischen Bunde, der sich unter dem Schutz *eines* Oberhauptes (nach dem Erbrechte in einem oder nach der Wechselwahl in zwey Regentenhäusern) gestalten soll. Wir werden uns nächstens bey Gelegenheit der Anzeige mehrerer Schriften, die sich ausschliessend mit dem Plane der künftigen deutschen Staatsverfassung befassen, über die Hindernisse aussprechen, welche nach unserer Meinung den größtentheils einstimmigen Wünschen und Vorschlägen dieser Art in der Ausführung entgegenstehen. Mehrere andere Schriftsteller theilen die Ansichten des Verfs., und diese Vereinigung aller Stimmen aus den entgegengesetztesten Enden Deutschlands läßt sich als das erste heilsame Product der traurigen Erfahrungen betrachten, die wir seit 25 Jahren zu machen Gelegenheit hatten. Wir fühlen, was uns Noth thut, und was noch geopfert werden muß, um uns eine dauerhafte Selbstständigkeit, und unserem Erdtheile die lange gemißte Ruhe zu verschaffen. Die Stimmen tönen zu vernehmbar, als daß sie nicht allenthalben vernommen, und auch von jenen Männern vernommen werden sollten, deren Weisheit es überlassen ist, die vereinigten Wünsche der Völker zu berathen. Möge sich der Verf. und alle Redlichen, welche das Heil Deutschlands von seiner kräftigen Verfassung erwarten, in ihren Hoffnungen nicht betrogen finden. Viele ihrer Wünsche sind, und werden wohl auch fromme Wünsche bleiben. Man-

che derselben sind in diesem Augenblicke schon vernichtet, und wer kann berechnen, welche Resultate die neuesten Erscheinungen und Ereignisse in Italien und Spanien noch zur Welt fördern werden.

*Ueber das politische System von Frankreich vorzüglich in Beziehung auf Holland. Von Friedrich Saalfeld, Professor in Göttingen. Mit dem Motto; Concordia res parvae crescunt, discordia res maximae dilabuntur. Bremen bey Johann Georg Heyse. 1814. 105 S. 8.*

Es war zu erwarten, dafs nach Beendigung der jüngst vergangenen Katastrophe und der Wiederkehr der aufgeregten Gemüther zur ruhigen Besonnenheit, mehrere deutsche Gelehrte des ersten Ranges die Feder ergreifen, und die merkwürdigen, nun der Geschichte angehörigen Erscheinungen nach Ursache und Wirkungen beleuchten, und so dem künftigen Geschichtschreiber vorarbeiten würden. Die Fluth der ephemeren Blätter ist glücklich vorüber; wir wollen hoffen, dafs aus dem Sediment des enthaltenen Guten und Zweckmässigen mannigfaltiger Art wenigstens einige heilsame Früchte aufkeimen werden, welche die allseitig ausgesprochenen und gereihten Wünsche der Völker, wenn auch nicht in ihrem ganzen Umfange, doch zum Theil zu befriedigen im Stande sind. Grofs waren die Anstrengungen und Opfer der Nationen, grofs sind daher auch ihre Forderungen. Europa darf mit Recht erwarten, dafs der endliche Schluss, die endliche Bestimmung des künftigen Zustandes der Staaten und ihrer gegenseitigen Verhältnisse das Resultat der Erfahrungen aller Zeitalter und des aufgeklärten Zeitgeistes seyn werde.

Unter den Denkschriften der neuesten Zeit, welche als wahre Bereicherungen der deutschen Literatur zu betrachten sind, und deren Inhalt ein bleibendes Interesse behalten mufs, zeichnet sich die oben angezeigte vorzüglich aus. Der durch mehrere historische Werke berühmte Hr. Verf. versuchte in derselben das politische System Frankreichs gegen die europäischen Staaten überhaupt und vorzüglich gegen die Seestaaten zu entwickeln, und wählte zu diesem Ende die Geschichte einer der vorzüglichsten Handelsnationen, der vereinigten Niederländer und ihrer politischen Verhältnisse zu Frankreich seit dem Jahre ihrer Unabhängigkeitserklärung (1581) bis zu dem Ausbruch der franz. Revolution, welche endlich die ehrgeizigen Plane und Absichten der frühern Zeit auf eine für das übrige Europa so verderbliche

Art zur Ausführung brachte, und alle jene Vortheile vernichtete, welche das System des Gleichgewichts, so lange es noch in seiner Kraft bestand, durch Jahrhunderte erhalten hatte. Trefflich sind die Betrachtungen des Hrn. Verfs. über die Vortheile des so häufig verkannten, missverstandenen, von mancher Parthey als verderblich verschrienen Gleichgewichts, und über die Nachtheile des selbst von deutschen Schriftstellern so hoch gepriesenen Gravitationssystems. Nebst der Geschichte der Usurpationen der franz. Republik und des spätern Kaiserreichs gegen das holländische Gebiet, liefert der Hr. Verf. auch eine Darstellung des Verfahrens, welches sich jene Macht im Innern der vereinigten Niederlande und des nachmaligen Königreichs Holland erlaubte; durch welche Mafsregeln die Bevölkerung, der Wohlstand und die reichen Hülfquellen dieses einst so blühenden Staates zu Gunsten des übermüthigen Nachbarlandes ausgesaugt; auf welche Art sein Handel, seine Finanzen und jede Art der Nationalbetriebsamkeit zu Grunde gerichtet und das allgemeine Elend und die Bedrückungen auf einen Punct gesteigert wurden, dafs die längst beschlossene, und den 9. July 1810 decretirte Einverleibung des unglücklichen Landes in das Alles verzehrende Kaiserreich seinen Bewohnern noch als eine erwünschte Wohlthat erscheinen mußte.

Die politische Verkehrtheit dieses Verfahrens und die Zwecklosigkeit des von Frankreichs Macht habern befolgten Systems wird in dem vorliegenden Werke nach Verdienst gewürdigt, die Vor- und Nachtheile, welche aus dieser Vereinigung für beyde Staaten nothwendig hervorgingen, treffend beurtheilt, und sowohl in politischer als staatswirthschaftlicher Hinsicht angegeben. Weder die Sicherheit, noch der Wohlstand Frankreichs erheischten diese Einverleibung; erstere wurde vielmehr durch die Aufnahme Hollands desto mehr gefährdet, als nun das Reich dem Feinde eine neue, unbefestigte, und wie die Erfahrung lehrte, um so schwächere Seite des Angriffs darbot. Sein Wohlstand wurde vermindert, weil die grofse Schuldenlast, welche bis dahin Holland drückte, auf Frankreich überging, auch die Masse der Abgaben mit der Bevölkerung und dem Umfang des Landes in keinem Verhältnisse stand, daher Frankreich, wenn es seine Verpflichtungen redlich erfüllen wollte, vielmehr einen Theil seines eigenen Vermögens auf Holland verwenden, d. i. seinen Reichthum vermindern mußte. Es verlor überdiess alle jene Vortheile, die es bey der Unabhängigkeit Hollands aus dessen Handel vorzüglich in Kriegszeiten zog. Jemehr sich Frankreich, sagt der Hr. Verf. S. 75, genöthigt sah, seinen Handel nur mit Hülfe der Neutralen fortzuführen, desto

nothwendiger wurden ihm die Holländer, die allein in Kriegszeiten unter ihrer neutralen Flagge den franz. Handel in seinem ganzen Umfange zu führen vermochten. Sobald aber Holland mit Frankreich vereinigt war, verschwand dieser Vortheil. Schon seitdem Frankreich Holland zwang, an dem Kriege gegen England Antheil zu nehmen, waren es vorzüglich noch die Hanseaten, die den franz. Handel unter ihrer neutralen Flagge betrieben; aber gleich als hätte Frankreich durchaus sich selbst jeden Handel und jede Industrie zerstören wollen, wurden zugleich mit Holland auch die Hansestädte vereinigt, und so die letzten Zufluchtsörter des eigenen Handels vernichtet.

Die Einverleibung Hollands und der Hansestädte wurde für unerläßlich erklärt, um das politische und merkantil-System des franz. Reichs zu vervollständigen; die Verschließung aller Küsten des festen Landes war eine nothwendige Mafsregel, um die brittischen Kabinettsordres vom J. 1807 zu erwidern und zu annulliren. Diese Declamation des franz. Ministers führt den Verf. zur Beleuchtung des nun zertrümmerten Continental-systems, seiner Entstehung, seines Fortgangs und der Veränderungen, die es durch die später eingetretenen Umstände erlitten hat. Sind die bey dieser Gelegenheit gemachten Betrachtungen auch nicht neu, so wufste dagegen der Hr. Verf. der bereits von Mehreren behandelten Materie ein neues und um so größeres Interesse abzugewinnen, dafs er mit einem beträchtlichen Aufwand von historischen Bemerkungen die bekannten völkerrechtlichen Streitfragen über die Freyheit der neutralen Flagge, über die Ausdehnung des Blockaderechts, über den Begriff der Contrebande und die Gränzen der Visitation neutraler Schiffe, auffafste. Die Prüfung der deshalb von Seiten der franz. Regierung proclamirten Grundsätze, wie des darauf Bezug habenden Inhalts des Utrechter-Friedens, wurde von dem Verf. mit aller Sorgfalt vorgenommen; sie ist ihm wohl gelungen, gründlich dargestellt, und gewifs Jedermann verständlich. Leider können wir aus seiner Entwicklung kein erfreuliches Resultat ziehen. Auch aus ihr erhellet die längst erkannte Wahrheit, wie wenig die natürlichen Rechtsgrundsätze und die vertragsmäfsigen Bestimmungen der Nationen geachtet werden, sobald es einer Macht gelingt, eine überwiegende Stärke zu erlangen. Was sie vor Kurzem als das heiligste Recht in Schutz nahm, verletzt sie bey der nächsten günstigen Gelegenheit, wenn sie Mittel gefunden hat, ihren Kräften eine gröfsere Wirksamkeit zu verschaffen. — Niemand wird diese sehr interessante und gründlich abgefafste Schrift unbefriedigt aus der Hand legen.

*Betrachtungen über die Wiederherstellung des politischen Gleichgewichts in Europa.* Leipzig 1814. In Commission bey den Gebrüdern Hahn in Hannover. VIII u. 240 S. in 8.

Diese Betrachtungen sollen aus der Feder eines grofsen Staatsmanns geflossen seyn, und als solchen würde man den Verf. nach dem gehaltvollen Inhalt seines Werkes erkannt haben, wenn es uns auch nicht die öffentlichen Ankündigungen gesagt hätten. Die Schrift trägt das Gepräge tiefer Forschung, grofser Erfahrung und gründlicher Geschichtskennntuifs des Verfassers, obwohl in letzterer, nämlich historischer Hinsicht nichts Neues zu Tage gefördert, auch die Pragmatik nichts gewonnen hat, sondern der Verfasser uns nur wohlgeordnet, in einer fliefsenden, doch wenig lebhaften Sprache dasjenige wiedergegeben hat, was Männer vor ihm über das Entstehen des Gleichgewichtssystems und dessen historische Entwicklung unter den europäischen Staaten gesagt hatten. Er selbst gesteht, dafs er in der geschichtlichen Darstellung dem vortrefflichen Werke des Hrn. Hofrath Heuren in Göttingen gefolgt sey, dessen gründliche, philosophisch abgefafste Geschichte des europäischen Staatensystems ohnehin jedem Freunde der Geschichte bekannt ist. Die ersten drey Kapitel sind rein geschichtlich. Sie handeln von dem Entstehen, Entwickeln, dem Verfall und der gänzlichen Vernichtung des Gleichgewichtssystems durch die revolutionäre Politik. Hier hat der Verf. Gelegenheit das Verfahren Frankreichs bis auf die Zeiten des letzten Weltstürmers (der nur ein Erbe und der Vollender der Politik seiner Vorfahren war) mit lebhaften Zügen zu malen, seine Eroberungsplane zu entwickeln, und zu zeigen, wie dieser Staat es war, der von jeher beynahe seit dem Entstehen des Gleichgewichtssystems bemüht war, dasselbe zu untergraben, die grofsen Mächte zu schwächen, die kleinen auf Kosten der ersteren zu vergrößern, und sie dann beyde bey gelegener Zeit zu verschlingen; obwohl er nicht verkennt, wie sehr die zertheilten Interessen der übrigen Staaten; ihre Unentschlossenheit, Unthätigkeit, Unklugheit in der Wahl sowohl, als in der Anwendung der Gegenmittel, ihre Unachtsamkeit auf die Forderungen des Zeitgeistes, der Mangel an Vorsicht und Energie beygetragen haben, die Zerrüttung dieser schönsten Schöpfung des menschlichen Geistes zu beschleunigen, und dadurch Jammer, Elend und allgemeine Sklaverey zu verbreiten, der sich Europa nur im Stande war, und deren Folgen wir, und unsere Nachkommen noch lange empfinden werden.

Das vierte Kapitel umfaßt eine anziehende Betrachtung über die letzten Mafsregeln der revolutionären Politik Frankreichs, die Oberherrschaft in Europa zu vollenden, und über die Ursachen und Keime, welche wieder zum Sturze des neuesten Föderativsystems gerade in der Natur dieser Politik lagen, das sich endlich nach dem unglücklichen Zuge gegen die letzte freye Macht des europäischen Kontinents in einen grossen, durch die gemeinschaftliche Noth erzeugten Bund aller europäischen Mächte auflöste und den Einsturz der franz. Übermacht, die Auflösung der Revolutionspolitik und die Vorbereitung zu einem künftigen dauerhaftern auf besserem Grunde ruhenden Gebäude eines europäischen Staatensystems herbeiführte. Den wichtigen Begriff eines Gleichgewichtssystems der europäischen Mächte, seinen Zweck, seinen Werth, und seine völkerrechtlichen Beziehungen, die Hindernisse, welche ihm entgegenstehen, die Gefahren, die ihm drohen, erläutert der Verf. in dem folgenden fünften und sechsten Kapitel auf eine erschöpfende Art, und baut auf die vorausgeschickten historischen und aus der Erfahrung aller Zeiten abgezogenen Grundsätze und Betrachtungen die Mittel und Wege ein künftiges Gleichgewichtssystem in Europa zu gründen und dasselbe zu erhalten, welches den Inhalt des sehr lehrreichen siebenten Kapitels ausmacht. Das politische Gleichgewicht wiederherstellen heifst, nach dem Verf. nicht: die verschiedenen Staaten Europa's in jene Lage zurückzusetzen, in der sie zu jener Zeit waren, als das politische Gleichgewicht noch für bestehend geachtet wurde, denn der Zeitpunkt wäre unbestimmbar, der als Norm des wiederherzustellenden Zustandes gelten müßte. Vernichtung der revolutionären Politik und Wiedereinführung eines rechtlichen Verhältnisses der Staaten gegen einander ist der erste Schritt zur Wiederherstellung des künftigen Gleichgewichtssystems in Europa; die Anerkennung der Heiligkeit des rechtmässigen Besitzstandes, der Rechtsgleichheit aller, auch der kleinsten Völker und der Befugniß Aller der Übermacht und dem Mißbrauche der Gewalt vorzubengen, die Basis, auf welcher das künftige Völkerrecht von Europa gegründet werden muß. Der Verf. will Alles, auch die Handelspolitik auf die strengen Grundsätze der Gerechtigkeit zurückführen. In den Betrachtungen über die Herstellung eines Gleichgewichts zur See begnügt er sich mit der Forderung einer strengen Gerechtigkeit gegen die Neutralen während eines Seekriegs. Die Garantie eines billigen Gleichgewichts der Seemacht zu geben, hält er für unmöglich, und meint, ein künftiger dauerhafter Friede würde die Übermacht der englischen Seeherrschaft von selbst mindern. Wir können diese

Überzeugung nicht mit dem Verf. theilen. Die Herstellung der Rechte der neutralen Flagge, das Bedürfnis der gänzlichen Abschaffung der Happerrey, der Contrabande und der fingirten Blocade während eines Seekriegs wünschten wir zwar mit ihm bey den Unterhandlungen des künftigen allgemeinen Friedens beachtet zu sehen; allein diese Vortheile gewährten nur eine schwache Garantie gegen die zur Alleinherrschaft angewachsene Seemacht Englands, der alle Mittel zu Gebote stehen, sich auch während des Friedens die Vortheile des Alleinhandels zu verschaffen, und dem Wiederaufblühen des See- und Kolonialhandels anderer Mächte unübersteigliche Hindernisse zu bereiten. Die momentane Suspendirung des Seecodex Sr. brittischen Majestät würde nichts nützen, wenn nicht zugleich die Politik Mafsregeln erfände, wodurch die faktische Übermacht der Insulaner in die gehörigen Gränzen zurückgeführt, die Seestaaten in den Besitz ihrer Kolonien, und des freyen Verkehrs mit denselben zurückgesetzt, und das Wiederaufleben der ungerechtesten Anmassungen für immer unmöglich gemacht würden. Auch die Bedingung, unter welcher der Verf. die Visitation der Schiffe zugesteht, wenn sie nämlich *Verdacht* geben, *nicht neutral* zu seyn, ist ganz unstatthaft. Diese Ausnahme allein wäre hinreichend, alle jene Plackereyen unter nichtigen Vorwänden wieder herbeyzuführen, die der anerkannte Satz, *Frey Schiff macht frey Gut*, beyseitigen sollte. Welchen Spielraum behält nicht der Mächtige, den Mindermächtigen zu beschweren und willkürlich zu verletzen? Das vorliegende Werk hat den Vorzug, dafs es sich einzig und allein mit den allgemeinen Interessen der Völker beschäftigt, ohne sich in Entwürfen der künftigen innern Verfassungen einzelner Staaten zu versteigen. Des künftigen Schicksals des deutschen Staatskörpers wird mit keinem Worte erwähnt. „Der Verf. hegt, wie er S. V. der Vorrede sagt, als Deutscher keine grossen Hoffnungen. Er hat nicht den Muth, denen beyzustimmen, welche glauben, dafs die deutsche Nation zu neuer Würde und Kraft würde erhoben werden. Der *inneren* Hindernisse sind zu viele, als dafs eine solche Wiedervereinigung der deutschen Staaten möglich wäre, durch welche wir ein deutsches Vaterland, eine deutsche Nation wirklich erhalten könnten. Die Sprachgenossenschaft und mit ihr die Gemeinschaft einer gleichen Kultur wird das Hauptverbindungs mittel bleiben; und wir können immer zufrieden seyn, dafs dies unser theuerstes Eigenthum von der wilden Zerstörungswuth des neuen Attila gerettet ist (?). Vergeltens ist alles Forschen nach einem *befriedigenden* Mittel, *einen* Geist und *ein* Leben in die deutsche Nation und ihre Verfassung zu bringen.“ Wir

können uns unmöglich auf eine so leichte Art, als der Verf., in Rücksicht der künftigen Gestaltung des Vaterlandes beruhigen. Würden die deutschen Völker durch kein anderes, als das lose Band der Sprachgenossenschaft und Kulturgemeinschaft zusammengehalten, so dürften wohl bey dem Wiederaufleben eines künftigen neuen Attila jene Wunder vergebens erwartet werden, welche Deutschland und Europa in dieser Zeit gerettet haben. Wie traurig und schmerzhaft wäre es, wenn die blutigen Anstrengungen und Opfer der deutschen Völker von ihren dankbaren Fürsten nicht einmal das Geschenk der Nationalität zu erwarten hätten! —

### Homiletik.

*Ueber die Meditation eines Predigers, nebst einem Repertorium der Hauptsätze zu Predigten aus 300 Predigtsammlungen und einzelnen Predigten, von Johann Carl Friedrich Witting, Pastor an der Magnuskirche in Braunschweig. Leipzig, bey Johann Ambrosius Barth. 1812. VIII u. 262 S. in 8.*

Aus der Vorrede geht hervor, daß der Verf. durch dieses Werk hauptsächlich die praktische, fruchtbare *Darstellung*, im Gegensatze der bloß abstracten, und wissenschaftlichen *Erfindung* zu erleichtern strebt. Zu dem Ende erklärt er 51 *Schemen*, oder Darstellungsformen, mittelst derer ein meditirender Prediger wahrscheinlich auch dem trockensten Stoffirgend eine rednerische und praktische Seite abgewinnen wird. Man kann, nach des Verfs. Angabe eine Religions- und Tugendlehre betrachten 1. nach den wesentlichen Theilen derselben; 2. nach den Eigenschaften einer Lehre; 3. nach den zu einer Lehre gehörigen Sätzen, 4. nach den einzelnen Handlungen einer Sache von uns und andern; 5. nach der Vergleichung einer Tugend mit dem ihr entgegen stehenden Laster; 6. nach den Gegenständen, die bey einer Sache in Betrachtung kommen u. s. f. bis 51.

Jedes dieser Schemen ist deutlich erklärt, z. B. das *fünfte*: „Vergleichen, d. h. zwey oder mehrere Dinge neben einander stellen, und untersuchen, worin sie verschieden oder ähnlich sind, und in welchem Verhältnisse sie zu einander stehen. Hier sind zwey Fragen zu beantworten: Welche Gegenstände soll man vergleichen? Und was muß man an diesen Gegenständen in Vergleichung stellen?“

In Beziehung auf die Lehren des Christenthums kann man die eine Lehre mit der anderen, die ei-

ne Tugend mit der anderen, und jede Tugend mit dem ihr entgegenstehenden Laster vergleichen.

Was die zweyte Frage betrifft, so können wir die Religions- und Tugendlehre, die Grundsätze, auf welche der Unglaube und Aberglaube, die Tugend und das Laster gebant wird, die Zwecke des Einen und des Andern, die aus diesen Zwecken hervorgehenden Gesinnungen und Handlungen, das bey ihnen nöthige Benehmen und Verfahren, das was dabey zu wagen, zu fürchten und zu hoffen ist; die Mittel, wodurch der Tugendhafte und der Lasterhafte zu seinen Zwecken zu gelangen sucht; die Hindernisse, welche Jeder bey seinem Thun und Lassen zu besiegen hat; die Grösse oder Kleinheit, den Werth oder Unwerth, den Nutzen oder Schaden, die Folgen, die Zeit, den Ort und die Umstände einer Sache vergleichen. Solche Vergleichen können bis ins Unendliche getrieben werden, und in so fern die Vergleichung die Mutter aller Kenntnisse ist, ist sie, sobald sie auf die rechte Art angestellt wird, auch sehr lehrreich, und gibt Stoff zu den mannigfaltigsten Betrachtungen.“

Nachdem auf solche Art der Verf. sein Schema zuerst theoretisch erläutert hat, läßt er immer praktische Beyspiele, das ist Skizzen von Predigten folgen, deren Erfindung und Disposition sich gerade auf das eben erklärte Schema gründen.

So zweckmässig es überhaupt war, mit der Theorie Beyspiele zu verbinden, so glaubt Rec. dennoch, die Leser würden dem Verf. mehr Dank wissen, wenn er nicht bloß *eine einzige* Lehre durch alle 51 Schemen als Beyspiel gebraucht hätte. Es ist nämlich die in den Predigten nicht minder, als in der Poesie das *Vergifmeinnicht*, vielbesprochene *Menschenliebe*, welche von so vielen Seiten betrachtet wird. Bey einem so allgemeinen, im weiten Sinn den größten Theil der Sittenlehre umfassenden Thema, war es ein Leichtes die Fruchtbarkeit der 51 Schemen zu erproben. Vielzweckmässiger würde der Verf. mit den Themen gewechselt, und bey jedem Schema solche Lehren aufgesucht haben, welche ihrer Natur nach am füglichsten nach dem eben erklärten Schema betrachtet und dargestellt werden sollen. Diese immer sehr *nützliche* Schrift würde auf solche Art auch eine *angenehme* geworden seyn; welches Prädicat man ihr nur in Rücksicht des Gebrauches bey Meditationen zusprechen kann.

So viel über den ersten Theil des Buches. Den zweyten macht das *Repertorium* aus, welches für jeden Prediger, der eben jene 300 Predigtsammlungen, über die es gemacht ist besäße, eine sehr erfreuliche Wünschelruthe wäre, nicht eben, um alle Wochen leicht eine fix und fertige Predigt zu finden, sondern um nach getroffener Wahl des Gegenstandes, und angestellter ersten Meditation

nachzuschlagen, was *andere* bereits über denselben Gegenstand, und besonders *wie* sie es gesagt haben; denn aus guten Dogmatiken und Moralen schöpft man wohl Stoff, zur passenden Elocution wird man sich aber nur durch die Lectüre der Redner begeistern, die ebenfalls über unsern gewählten Stoff gesprochen haben.

Indessen bleibt dieses Repertorium selbst für jene Prediger branchbar, die nur einen Theil von jener großen Predigtsammlung besitzen, auf die es sich bezieht, und kann zum Muster dienen, wie sich jeder Prediger über seine Bibliothek eine leichte Übersicht verschaffen mag.

Indem wir diese brauchbare Schrift empfehlen, werfen wir zum Schlusse die Frage auf: ob nicht, da *Ein* Prediger wohl selten eine so große Sammlung als Hr. *Witting* besitzen dürfte, sich die Prediger jeder größeren Stadt, oder eines gewissen Districts zur Anschaffung einer großen allgemeinen Predigerbibliothek vereinigen sollten? —

### Vermischte Schriften.

*Jurende's vaterländischer Pilger in dem Kaiserstaate Oesterreichs.* Ein allgemeiner National-Kalender für alle Provinzen der österreichischen Monarchie auf das Jahr 1815. Für alle Freunde der Kultur aus dem Lehr-, Wehr- und Nährstande. Zur Unterhaltung und zum Vergnügen. Zweyter Jahrgang. Brünn und Olmütz, bey *Johann Georg Gastl*, Buchdrucker, Buch- und Kunsthändler. 174 S. in 4.

Der Verfasser dieses verdienstlichen Buches hat die Absicht, für das Bedürfnis neuerer Zeiten den Kalender in der Art als ein Haus-, Hand- und Lesebuch wieder herzustellen, wie er es bey beschränkterem Grade der Bildung für unsere guten Vorfahren gewesen. Wenn dieses Unternehmen in einer Zeit, wo man lieber über die Stunden und Tage mit leichter Vergessenheit hingleiten als bey ihnen bedachtsam verweilen will, von großer Schwierigkeit seyn muß, so ist doch nach der Meinung des Recensenten, von Seite des Hrn. Verf. alles geschehen, um eine so löbliche Absicht zu befördern. Ein Volkslehrer im edleren Sinne des Wortes, führt uns dieser Pilger, wenn wir ihm zu folgen geneigt sind, durch die verschiedenen Jahreszeiten mit achtbarer Aufmerksamkeit und immerwährender Hindeutung auf die Veränderungen des Himmels, die allmählichen Umwandlungen der Erde, und jene Eindrücke, welche beyde im Gemüthe des Menschen hervorbringen. Er läßt

nicht ab, mit freundlicher Belehrung uns an die ernstesten und hohen Zwecke des Lebens zu erinnern; weit entfernt aber, einen überklugen grämlichen Sittenprediger zu spielen, gibt er sich vielmehr in seinen Vorträgen ganz jener Milde und wohlwollenden Gesinnung hin, welche die Frucht reifer durch keine Einseitigkeit der Selbstsucht verkümmert Beschauung des menschlichen Thun und Treibens zu seyn pflegen. Bald in metrischer Einkleidung, bald im schlichten Tone einer populären Erzählung, bald als unverhüllte Belehrung eröffnet er seine Meinung über manches Wissenswürdige, der Beherzigung werthe, und weist immer die Aufmerksamkeit zu fesseln. Weil es aber dem Verfasser nicht bloß etwa um ein belehrendes und unterhaltendes Lesebuch zu thun ist, sondern um einen Haus-Kalender, den täglichen Gesellschafter und Zeugen unseres Lebens, so hat er dieses Beywerk freundschaftlicher Mittheilungen der Ausführlichkeit seines Kalenders, der ihm mit Recht Hauptsache ist, entweder untergeordnet, oder als Anlage folgen lassen.

Der Kalender ist daher mit einer Ausführlichkeit und bis in's kleinste Detail eingehenden Genauigkeit der Angaben verfertigt, deren wir heut zu Tage lange entwöhnt sind, welche aber bey dem sich vielleicht bald neu gestaltenden Charakter des häuslichen Lebens eine sehr willkommene Erscheinung werden dürfte. Er enthält ausser dem Kalender (wo jedem einzelnen Monate eine Erklärung des Standes der Sonne und des Mondes, die Berechnung des Auf- und Niederganges beyder, ein poetischer Überblick des diesem Monate eigenen Thun und Treibens der Menschen, so wie der ihm eigenthümlichen Naturschönheit, die Erklärung des Monatsnamen, und eine kurze moralische Betrachtung beygegeben ist,) nennzehn verschiedene ganz allein auf das Kalenderwesen beschränkte Rubriken. Einen poetischen Gruß vorausschickend, geht der Verf. zur Charakteristik des Kalenders und der Chronologie über. Die merkwürdigsten Epochen und Zeitrechnungen auf das Jahr 1815 zurückführend, gibt er sodann die Zeit- und Festrechnung des Jahrs 1815 selbst, stellt die Gränzen der Oster-Epochen so wie die Charakteristik des Jahrs 1815 dar, verbreitet sich über die vier Jahreszeiten in astronomischer Hinsicht, so wie über die interessantesten Erscheinungen am Firmamente, über den Planetenstand und den Stand, Gang und die Sichtbarkeit der Hauptplaneten während dieses Jahrs, so wie über die Planeten-Wanderschaft in den 12 Sternbildern des Thierkreises, ferner widmet er 4 Rubriken dem Tadel des Kalender Unwesens (wozu eine ganz kleine Rubrik hinreichend gewesen wäre). Nach Aufzählung der Landespatronen der verschiede-

nen Provinzen des österreichischen Staates, der Geburtstage des allerdurchlauchtigsten Erzhauses Österreich, und dem Verzeichnisse der sogenannten Normatage, gibt er unter der Aufschrift: *Gewöhnliche Kalendermöbeln*, die Erklärung der Himmelszeichen, und schließt mit einigen Bemerkungen. Da der Kalender für die ganze österreichische Monarchie bestimmt ist, sind die Angaben des Auf- und Niedergangs, der Finsternisse etc. etc. für die Hauptstadt Wien berechnet. Dem Hauptkalender für 1815 folgt ein provisorischer Monatskalender für 1816, ein vorläufiger Entwurf eines äusserst compendiösen Kalenders für 1816, dann der Anfang eines Verzeichnisses aller Sonnen- und Mondesfinsternisse vom Jahre 1816 bis 1900.

Die zweyte Abtheilung dieses Buches bildet unter dem Titel: *Mannigfaltigkeiten aus dem Reiche des Lehrreichen, des Nützlichen und Schönen*, eine sehr glückliche Auswahl interessanter Gegenstände aus den bezeichneten Gebieten. Sie zerfällt in drey Abtheilungen: *der Kalender, das Weltgebäude, Miscellen*, und enthält im Ganzen mit dem Nekrologe des ersten Verlegers dieses Kalenders, Herrn Gastl, dessen Porträt diesem Jahrgange vorgebunden ist, und dem Epiloge des Herausgebers, worin derselbefür die anno 1814 erfahrene freundliche Aufnahme dankt, 107 Artikel. Einige nützliche Tabellen und Interesse-Tafeln beschliessen das Ganze, zu welchem wir dem Herrn Verf. nicht anders als Glück wünschen können, und mit der Hoffnung von ihm scheiden, das unsere Frauen sich klüglich entschliessen werden, statt eines oft nur zu inhaltsleeren Taschenbuchs voll poetisch seyn sollendem Unwesens, dieses wackere Haus- und Handbuch sich zuzueignen, wo sie, über ihre eignen Verhältnisse belehrt, zugleich von der Erde auf der sie wandeln, und dem Himmel voll reicher Wunder, der über dieser Erde sich ausbreitet, erfreuliche Kunde erhalten können.

*Jurende's Bauernfreund, oder Pflugkalender*; ein ganz neu entworfener Wirthschafts- und Volkskalender auf das Jahr 1815. In welchem von der hohen Würde des Bauernstandes, so wie von dem segensreichen Ackerbau vielschöne, nützliche und unterhaltende Sachen zu lesen sind. Erster Jahrgang. Brüna und Olmütz, bey *Johann Georg Gastl*, Buchdrucker, Buch- und Kunsthändler. 48 S. 4.

In diesem für den Landmann berechneten Ka-

lender sucht der Verf. die Lehren, welche dem Bauer nützlich seyn können, den einzelnen Monaten beyzufügen, insbesondere auch in einem, dem Kalender folgenden Nachtrage in 46 Artikeln manches Belehrende und zugleich Unterhaltende schicklich anzureihen. Rec., welcher die gute Absicht des Hrn. Verfs. nicht verkennt, und zugleich von der Nothwendigkeit eines für den Landmann berechneten Jahrbuches, Kalender genannt, überzeugt ist, glaubt dennoch, das der Zweck dieses Buches nicht ganz erreicht sey, weil der Verf. keineswegs wahrhaft das Bedürfnis des Bauernstandes aus dem Standpunkte des Bauern selbst aufgefasst hat, sondern sich vielmehr von den Ansichten seines eigenen Standes viel zu sehr leiten lässt. So ist es an sich gewis sehr löblich, dem Bauer Zufriedenheit mit seinem Stande einzuflös- sen, ihn von der Wichtigkeit desselben zu unterrichten, nimmermehr aber wird man es gut heißen können, wenn dies in einem Tone geschieht, wie ihn der Verf. annahm, und der zwar wohl geeignet ist, dem Mittelstand Achtung gegen den Bauernstand einzuflös- sen, in dem Bauer selbst aber ein schwer zu bändigendes Gefühl des Übermuths erwecken dürfte. So heisst es schon als Motto auf dem Titelblatte: „Vom Bauernstand künmt alles her: der Fürst, der Graf, gestrenger Herr; und ohne ihm, was hat der Bürger in der Stadt?“ etc. dann: „Es sey der große Bauernstand uns aller aller Ehre werth! — Denn kurz und gut, wo ist das Land, das nicht der Bauer nährt?“ Wenn der Hr. Verf. (was vorzüglich unserem heutigen Grade der Kultur auch in einem anderen als religiösen Sinne anpafst) gleich darunter gesetzt hätte: „der Mensch lebt nicht allein vom Brod, sondern auch vom Worte Gottes“, so würde er dem Landmanne zugleich eine wahre und vielseitigere Ansicht von seinem Stande und dessen Verhältnisse zu den übrigen Ständen des Staates gegeben haben. So aber hat er über dem Bemühen das Vorurtheil des ersten und des Mittelstandes gegen den Bauernstand zu beseitigen, das eigentliche Bedürfnis des Letztern etwas ausser Augen gelassen, und ihm Dinge vorgepredigt, welche zu glauben er sich schon von selbst geneigt findet. Übrigens sind diesem Bauernkalender auch noch eine Stempel-Tabelle, Interessentafeln, Tabellen der Einnahme und Ausgabe, so wie ein Verzeich- nis des Abgangs und der Ankunft der fahrenden und reitenden Posten und Jahrmarktsverzeichnisse beygefügt.

## Allgemeine Literaturzeitung.

N<sup>ro</sup>. 97.

Dienstag, den 6. December

1814.

## Geschichte.

*Der Krieg der Tyroler Landleute im Jahre 1809.*Von T. L. S. Bartholdy etc. Berlin bey Julius  
Eduard Hitzig. 1814. Vorr. XX, u. 396 S. 8.

Der Krieg der Tyroler Landleute im Jahre 1809, diese herrliche, in unserem selbstsüchtigen Jahrhundert zur Ehre der Menschheit aufgeführte Tragödie, in welcher ein kleines und unbedeutendes, aber hochherziges, und von den Einflüssen des Zeitgeistes nicht verpestetes Alpenvolk sich, als ein Heros, einem sieggewohnten, übermächtigen, unmenschlichen Feinde entgegenstellte, und für seinen angeerbten väterlichen Fürsten, für seine, durch ihr Alter ehrwürdige, durch feyerliche Verträge geheiligte Verfassung — unerschüttert durch das Unglück und Drangsal der Zeit — muthig und siegreich kämpfte, — bis es dem Schicksale unterlag, — diese merkwürdige Episode aus dem verhängnisvollen Kriege von 1809 verdient allerdings beschrieben, beherzigt, und der Mit- und Nachwelt mehr bekannt gemacht zu werden, als es bisher, aus begreiflichen Ursachen, geschehen konnte.

Aus einer treuen und vollständigen Darstellung dieses in seiner Art einzigen Kampfes würde hervorgehen, wie viel ein Volk, so klein und unbedeutend es sonst auch seyn mag, bloß durch sich selbst vermag, wenn es, seinen wahren Vortheil anerkennend, für das Palladium seiner althergebrachten constitutionellen Freyheit, und für den Fürsten, der diese schützt, zu den Waffen greift, wie diese constitutionelle Freyheit, vorzüglich in einem armen Alpenlande, den Nationalgeist, die Liebe zum Vaterlande, und den kräftigen Charakter seiner Bewohner schaffte, und erhält; während das Uniformitätssystem unserer Zeit — das klüger seyn wollte, als die Natur — über alles positive Recht hinwegschreitend, alle Nationalität zerstörte, und den Gemeingeist, den Sinn für das Rechte und Gute, die nationale Anhänglichkeit an das

Zwölftes Heft.

Althergebrachte in träge Indolenz, oder rohen Egoismus verwandelte, — wie es endlich die Bande der Liebe und Dankbarkeit zwischen einem biederen Volke und einem gerechten Fürsten nur noch fester knüpft. — Der rasche Gang der Weltbegebenheiten hat in den kurzen Zeitraum von ein Paar Decennien Umwälzungen zusammengedrängt, welche die Geschichte von Jahrhunderten zu füllen vermöchten. Die ernste Nemesis, welche sonst wohl sicher, aber langsam einherschritt, schien sich unserem verständigen und überklugen Zeitalter auf eine vernehmliche Weise offenbaren zu wollen, und den zerstörten Glauben an sie wieder neu zu befestigen; — mit großen und unverthilgbaren Zügen schrieb sie unter die Trophäen dieser letzten glorreichen Zeit:

Discite justitiam moniti, et non temnere Divos!  
Wir können demnach einen reichen Schatz von Erfahrung auf unsere Kinder vererben, der durch alles Unglück der Zeit nicht zu theuer erkauft ist, — wenn wir anders durch Erfahrung klüger geworden sind. —

Jeder Beytrag zur Geschichte dieser verhängnisvollen Zeit muß uns daher willkommen seyn, wenn auch der Zeitpunkt, wo hierüber sine ira et studio geschrieben und geurtheilt werden kann, noch ziemlich entfernt scheint. — Das vorliegende Werk ist unstreitig das Beste, was über den Krieg in Tyrol im Jahre 1809 bisher erschienen ist; — es gewährt uns, ungeachtet aller seiner Mängel und häufigen Unrichtigkeiten, doch eine wahre und lebendige Ansicht von der Art und Weise, wie der Krieg von den Landleuten geführt, von der Beharrlichkeit und dem Muthe, womit selbst in den Augenblicken der höchsten Gefahr mit so geringen Hülfsmitteln, und — was noch mehr ist — mit einer nur sehr schwachen, sehr wenig ermunternden Hoffnung eines endlichen guten Erfolges gekämpft wurde.

Dem Verf. war es bloß darum zu thun, die Idee des Volkskrieges, und die Art und Weise, wie er zu führen sey, nicht a priori, sondern aus

wirklichen vorliegenden Thatsachen zu entwickeln, und an den Häuptern des bewaffneten Volkes an „*Speckbacher, Hofer, Haspinger etc. das Bild vollendeter Bauernanführer*“ zu entwerfen. — Da der Verf. selbst kein Tyroler ist, da er kein Augenzeuge jener Begebenheiten war, die er erzählt, da es ihm, wie eben bemerkt wurde, um einen einseitigen Zweck, aber nicht um eine motivirte Darstellung des Ganzen zu thun ist; so vermissen wir natürlicher Weise sehr häufig das Nationale, das ganz Eigenthümliche, was diesen Volkskrieg vor jedem andern auszeichnete; wir stossen auf vieles Unrichtige, auf manche Lücken, welche den Causalzusammenhang aller Begebenheiten oft kaum erräthen lassen. — Alles Falsche zu berichtigen, und diese Lücken auszufüllen, gestattet der Raum dieser Blätter nicht; dazu würde ein eigenes Werk erfordert werden; — wir beschränken uns bloß darauf, zu bemerken, daß der Verf. sehr häufig nach den mündlichen Erzählungen einzelner Bauernanführer, und namentlich *Speckbachers*, den er vor allen übrigen lieb gewonnen, seine Geschichte zwar sine ira et studio erzählte, daß er unmöglich immer das Wahre vom Falschen zu sondern vermochte, daß er das Land, den Nationalcharakter, und die tyrolische Verfassung zu wenig kannte, und daß er hierüber von seinen Gewährsmännern nicht die nöthige Auskunft erhielt; — daß er endlich, wo er aufser den obenerwähnten mündlichen Erzählungen, auch noch aus andern Quellen schöpfte, diese nur fragmentarisch benützen, und mit den oft widersprechenden Aussagen einiger Bauernanführer, welche ihm zum Leitfaden dienten, nur sehr schwer in den nöthigen Zusammenhang bringen konnte. — Wenn wir daher, aus den eben angeführten Gründen, die Mängel des vorliegenden Werkes sehr erklärbar finden, so können wir doch nicht umhin, dem unverkennbaren Fleiße, womit der Verf. gesammelt hat, volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. — Folgendes mag hinreichen, um dieses Urtheil zu begründen. —

Der Verf. beginnt mit einer Einleitung, welche aus zwey Abtheilungen besteht, wovon die erste eine sehr mangelhafte statistische Beschreibung von Tyrol, die zweyte eine ziemlich gelungene Darstellung der Art und Weise, wie der Krieg in Tyrol geführt wurde, enthält. Vorzüglich vermißt man hier eine kurze und gründliche Auseinandersetzung der alten Tyroler Constitution, und der Resultate, welche dieselbe zu allen Zeiten hervorbrachte, der Einflüsse, so sie auf den Charakter, auf die Sitten, Bildung, Meinungen, und den gemeinsamen Geist der Nation behauptete; — dieser Constitution, welche (wie sehr richtig in dem Archive für Geschichte und Statistik von Süddeutsch-

land I. B. von ihr behauptet wird) die Vortheile aller monarchischen und freyen Regierungsformen vereinigend, die Gebrechen von keiner an sich trug; — welche nicht das Werk einer kalten philosophischen Abstraction, oder die ephemere Ausgeburt, gleichviel ob eines philanthropischen, oder eines despotischen Systemmachers gewesen war, sondern die Frucht der Erfahrungen aller frühern Jahrhunderte, das Resultat der politischen Weisheit der vorigen österreichischen Regenten und Staatsmänner, ein bleibendes Denkmal der in Europa zum Muster erwachsenen Volkstreue, und der gerechten Anerkennung von Seite väterlicher und großmüthiger Fürsten. —

Die Darstellung der Gründe, warum die Tyroler sich zum Aufstande gegen Bayern berechtigt glaubten, und der Voranstalten zur Insurrection (Kap. I. II.) ist ziemlich unvollständig, und eben deshalb zur Erklärung der ungeheuren Resultate, welche dadurch hervorgebracht wurden, nicht genügend. Besser und vollständiger ist die Beschreibung des ersten allgemeinen Ausbruches der Insurrection in allen Theilen des Landes, und der unmittelbar daraus hervorgegangenen Entwaffnung und Gefangennehmung der Bayern (Kap. III — V.), dem allerdings verdienstvollen *Speckbacher* wird jedoch mehr zugeschrieben, als ihm gebührt, — ein Vergehen gegen die historische Treue, welches durch das ganze Buch durchläuft, und das nur dadurch zu entschuldigen scheint, weil der Verf. — der den Geist und die Motive, wovon die Nation beseelt und getrieben ward, zu wenig begriff — einer einzelnen Person, eines Lieblingshelden bedurfte, um doch eine gewisse Einheit in seine Darstellung zu legen. So geschah es denn sehr häufig, daß das, was Alle, oder doch Viele, oder Andere gethan haben, auf den Einen übertragen wurde. — Mit inniger Rührung wird jeder Tyroler das allerhöchste Handbillet Sr. Maj. des Kaisers von Oesterreich ddo. Seharding den 18. April 1809 (Kap. VI) wiederlesen. Die im nämlichen Kapitel enthaltene Darstellung der von den österreichischen Behörden getroffenen Einrichtungen ist übrigens sehr mangelhaft, und beschränkt sich bloß auf das Militärische. Es wäre nicht überflüssig gewesen zu zeigen, wie selbst alle administrativen Zweige der öffentlichen Verwaltung den Umständen angepaßt, und so eingerichtet werden sollten, wie es die Gerechtigkeit, der Geist der Nation, und der Drang des Augenblicks erheischte; — das Problem, wie dieß Alles zu vereinigen sey, wurde durch das Besizergreifungs-Patent Sr. kaiserl. Hoheit des in Tyrol mit Recht hochverehrten *Erzherzog Johann* sehr glücklich gelöst: — daß die darin ausgesprochenen Grundsätze nicht ganz und vollständig in Ausübung gebracht wur-

den, kommt auf Rechnung der unglücklichen Kriegsercignisse, welche keinen Augenblick der Ruhe und Erholung gestatteten. — Die Kapitel VII—XI enthalten sehr interessante, und dem Publikum noch wenig bekannte Aufschlüsse über *Chastellers* militärische Operationen, über das unglückliche Gefecht bey *Wörgel*, über den Rückzug *Chastellers*, und sein Benehmen bis zum Abzuge aus Tyrol; — endlich über die seit dem 30jährigen Kriege zur Ehre der Menschheit unerhörten von den Bayern im Unterinntale verübten Gräueltaten, und über die Vorbereitung zur zweyten Befreyung Tyrols durch seinen eigenen Muth, welcher durch das Unglück der Zeit, durch die Grausamkeit der Feinde, und endlich durch den Abzug seiner vermeintlichen Retter und Beschützer nicht gebrochen, sondern blofs augenblicklich gebeugt, sich mit vergrößertem Schnelkkraft erhob. — Ungern vermisst man hier, so wie auch in der Folge, das der braven und muthigen Vorarlberger, welche mit den Tyrolern in Hinsicht ihres Nationalgeistes, ihrer Vaterlandsliebe, ihrer Anhänglichkeit an das österreichische Kaiserhaus so nahe verwandt sind, fast gar nicht, oder nur im Vorbeygehen erwähnt wird. —

In den Kapiteln XII—XV erhalten wir eine ziemlich getreue Schilderung der Gefechte vom 25. und 29. May, und der glücklichen Resultate, welche daraus hervorgingen. Des unvergesslichen *Andreas Hofer*, so wie auch *Eisensteckens*, (der, wie der Verf. selbst Seite 118 eingestcht, am glänzenden Erfolge dieser Tage grossen Antheil hatte) und mehrerer anderer Tyroler-Anführer, die sich dabey besonders auszeichneten, wird jedoch entweder gar nicht, oder nur vorübergehend erwähnt, und der größte Theil des Ruhmes wieder auf *Speckbacher* übertragen, der damals keineswegs eine Hauptrolle spielte. — Wahr und rührend ist, was der Verf. vom *Grafen Stachelburg* erzählt: „Man bedauerte am 29. (May) allgemein (heißt es S. 137) den Tod des Grafen *Stachelburg* von Meran, der letzte seines Namens und Stammes. Er stritt als Freywilliger unter den Schützen, deren er von seinen Gütern viele gestellt hatte. Ein Commando anzunehmen, verweigerte er; seine Leute bathen ihn, sich nicht so sehr auszusetzen, aber er erwiederte ihnen: „*Ich habe nur ein Leben, dieses will ich für Gott, die gerechte Sache, und Oesterreich nicht schonen!*“ — Graf *Stachelburg* hinterließ vier Töchter (von einem halben Jahre bis zu 4 Jahren) und sieben Schwestern. Sein Vermögen meist Mannslehne.“ — Eben so wahr und charakteristisch ist folgende Stelle (S. 136): „Tödtlich verwundete Landleute ermunterten ihre Brüder mit Zurufen „dafs es für Gott, den Kaiser, und das Vaterland gelte“ bis sie ihren Geist auf-

gaben... Überhaupt starben die Tyroler mit grosser Freudigkeit, wie jeder, der durch einen edlen Zweck, durch eine Idee begeistert wird. Sie berechneten, schwer verwundet, die herannahenden letzten Augenblicke. Der Kapuziner (der unter dem Namen *Rothbart* bekannte *Pater Joachim Haspinger*) wollte einen Schützen forttragen lassen, den eine Kugel durch den Leib getroffen, „*Lafst mich nur liegen, sagte dieser, ehe die Feinde herbeykommen, bin ich nicht mehr!*“ —

Die Kapitel XVI—XVIII geben uns einige unzusammenhängende Fragmente aus der Administrations- und Organisationsgeschichte der österreichischen Behörden, ein rührendes Handbillet Sr. Maj. des Kaisers ddo. Wolkersdorf den 29. May 1809; die Zusammenkunft *Hofers* und *Speckbachers* in *Rattenberg* etc. ohne des in diese Zeit fallenden, unter der Anführung des damaligen Obristlieutenant *Baron v. Taxis*, und des Hrn. Schützenmajors *v. Trimer* glücklich ausgeführten Streifzuges der Tyroler über *Kempten* und *Murnau* hinaus, wobey sie Waffen, Munition, einige Kisten des von München geflüchteten Münzkabinettes, und, was für Tyrol damals am wichtigsten war, eine beträchtliche Quantität an Lebensmitteln aller Art erbeuteten, — nur im geringsten zu erwähnen. — Auch des Obristlieutenantis *Grafen v. Leiningen* heldenmüthige Thaten gegen Ende May's und Anfangs Juny, seine Vertheidigung des *Castells von Trient*, seine öfteren Streifzüge, seine glorreichen Gefechte mit einem 5—8mal überlegenen Feinde, die muthvolle Mitwirkung der Bewohner von Süd-Tyrol, und vorzüglich der Compagnien von *Botzen*, *Kaltern*, *Rüthen* etc. werden ganz mit Sillschweigen übergangen. Die Beschreibung der Blokade von *Kufstein* hingegen läßt wenig zu wünschen übrig: ein sehr scharfsinnig ausgedachtes, und unter dem Befehle des damaligen Unterintendanten *v. Roschmann* ausgeführtes, aber leider mißlungenes Stratagem, die Vertheidiger der Festung durch den Rauch der brennenden Stadt, wovon man einen Theil geflissentlich in Flammen setzte, zur Übergabe zu zwingen, scheint dem Verf. unbekannt geblieben zu seyn. —

Die Kapitel XIX—XXI enthalten sehr interessante, zum Theile noch wenig gekannte Details über die Bekanntmachung des Waffenstillstandes von *Znaym*, und über den Abzug der österreichischen Truppen; die folgenden bis XXXII eine ausführliche und treue Erzählung der ewig denkwürdigen dritten Befreyung des Landes Tyrol von einem übermächtigen sieggewohnten Feinde, blofs durch den unerschütterlichen Willen, und die Kraft seiner Bewohner; — nur spielt *Speckbacher* dabey wieder eine viel zu glänzende Rolle. — Vieles, was Andere thaten, wird ihm zugeschrieben.

Die Schilderung der Gefechte vom 3. bis 10. August in der Gegend von *Mauls*, und des Rückzuges der Bayern, ihre aufgefangenen Briefe, und mehrere den Charakter dieser Gefechte bezeichnende Anekdoten gewähren grosses Interesse, eben so die Darstellung der Schlacht am Berge *Isl*, und ihrer Folgen, der Gefechte und Ereignisse bey *Schwatz*, und der fast gleichzeitigen Vernichtung der Bayern im *Oberinnthale*.

Die Schilderung *Hofers*, und seiner Oberleitung der Geschäfte (Kap. XXXII) während das Land, von Freund und Feind verlassen, sich einweilen ihm in die Arme warf, ist wahr und treffend, obwohl nicht umständlich genug. Das Angeführte mag indessen zur Berichtigung der öffentlichen Meinung über diesen werkwürdigen Mann vor der Hand hinreichen. Zu bedauern ist es übrigens, daß der Verf. über seinen Liebling *Speckbacher* im Verlaufe seiner Erzählung *Hofers* fast immer aus dem Gesichte verlor, und daß es daher nun kaum erklärbar scheint, wie auf einmal *Hofer* und nicht *Speckbacher* als Oberkommandanten von ganz Tyrol aufträte? — *Hofers* leidenschaftsloses Benehmen, seine Uneigennützigkeit, sein fester, durch nichts zu erschütternder Wille, die Art und Weise, wie er sein Leben geendet (der Verf. gibt uns hierüber Kap. XXXV eine durchaus wahre und rührende Schilderung) beweiset, daß er kein gemeiner Mensch gewesen. — Eben so heldenmüthig als er, starb *Peter Mayer*, Wirth in der *Mahr*, unweit *Brixen* (Siehe Kap. XXXII) der zum glänzenden Erfolge der Gefechte im August gegen den *Herzog von Danzig* wesentlich beygetragen, dessen aber nur vorübergehend erwähnt wurde. —

Ähnliche Züge bezeichnen besser, als alles Übrige, den Charakter und die Tendenz der Insurrection von Tyrol im 1809, und sind — zumal in einer so kalten und selbstsüchtigen Zeit — ein bleibendes Denkmal für die tyrolische Nationallehre. —

Die Ereignisse, welche sich in den Monaten September und October im Etschlande zugetragen, werden nur ein paar Mal vorübergehend berührt, im Verlaufe der Geschichte aber ganz mit Stillschweigen übergangen. Ueberhaupt scheint es dem Verf. an Daten aus jenem Theile des Landes, der allerdings einer grösseren Aufmerksamkeit werth gewesen wäre, sehr gefehlt zu haben. Dagegen erhalten wir aber in den folgenden Kapiteln sehr schätzbare und umständliche Nachrichten über den Zustand der Dinge im *salzburgischen Hochlande*, über *Hofers* merkwürdigen Tractat mit den Bewohnern dieser Gegenden, über *Speckbachers* und des *Kapuziners Joachim* glücklich ausgeführte Angriffe auf die Position bey *Luftenstein* und bey dem *Passa Luog*, über *Speckbachers* Unfall bey *Meloch*,

und die Gefangennehmung seines Sohnes, endlich über das Vorrücken der Franzosen und Bayern nach Tyrol, über mehrere dabey vorgefallene Gefechte, und über die Bekanntmachung des Friedens mit ihren Folgen etc. —

Der Verf. endet seine, ungeachtet aller hier obenhin gerügten Mängel, äusserst anziehende und interessante Erzählung des Krieges der Tyroler Landleute im J. 1809 mit einer rührenden, und beynahe an's Romantische gränzenden Schilderung der „Fährlichkeiten und (fast wunderbaren) Rettung *Speckbachers*“, an den er überhaupt den Faden seiner Geschichte geknüpft zu haben scheint.

Der Verf. hat uns demnach, wenn auch keine vollständige, durchaus wahre, gehörig motivirte Darstellung dieses Krieges, dennoch sehr schätzbare Materialien, und sehr gelungene Schilderungen einzelner Scenen geliefert, und wir können daher nicht umhin, unsere Leser auf sein Buch aufmerksam zu machen, das sie, ungeachtet aller bemerkten Mängel, gewiss nicht unbefriedigt aus der Hand legen werden, um so mehr, da es so zu sagen das Einzige ist, was über einen so interessanten Gegenstand eine klare und umständliche, wenn auch noch keine vollständige Ansicht gewährt. — Der Styl ist einfach und angenehm, — ganz dem Gegenstande angemessen. Wir schliessen mit des Verfs. eigenen Worten (S. 556) indem wir in seinen Wunsch einstimmen, der unter dem kräftigen Fittig des *alten Kaiser-Adlers* nun wohl bald in Erfüllung gehen wird:

„Einsam auf den hohen Alpen sehnen sich die Hirten heimlich nach dem verhallten Wallengestümmel (im Jahre 1812), Männer, Kinder und Greise verkürzen in Schnee bedeckten Hütten und Häusern die langen Wintermonate durch die Erzählung ihrer Thaten und Leiden, und die ersten Strahlen der neuen Frühlings-Sonne rufen ihnen jenen Frühling in's Gedächtniß, von dem sie Freyheit und Erlösung erwarteten. — Möchten doch bald Glück, Freude und Ruhe sie trösten, und einschlafeln, damit endlich die Dornen in ihrer Brust sich stumpfen, und sich für sie in tiefe Vergessenheit hülle; was war — was ist — was hätte seyn können!! —“

*Zeitbücher der Schlesier*. Herausgegeben von Dr. *Johann Gustav Büsching*, königl. Archivare zu Breslau. Erster Band. Mit drey Kupfern. Breslau 1813. Gedruckt und zu haben bey *Graf* und *Barth*. 200 S. in 4. Auch unter dem Titel: *Jahrbücher der Stadt Breslau*, von

*Nikolaus Pol.* Zum erstenmale aus dessen eigener Handschrift herausgegeben von Dr. J. G. Büsching etc. etc.

Mit Recht bemerkt der Herausgeber dieser in jedem Betrachte merkwürdigen Jahrbücher in der Vorrede: dafs, wenn gleich mehrere Zeitbücher der Schlesier den Geschichtsschreibern zugänglich waren, und von ihnen benutzt wurden, es doch eine verdienstliche Unternehmung bleibe, das bisher noch Unbenutzte, welches für die Sitten-, Bildungs- und Kunstgeschichte von Merkwürdigkeit sey, zur Kenntniß zu bringen, und dafs hiezu am Besten der Anfang mit Jahrbüchern der Hauptstadt des Landes geschehe, weil die Hauptstadt als der Mittelpunkt, von welchem die Betrachtung des Ganzen ausgehe, zu betrachten sey. Der Anfang ist mit den Jahrbüchern des *Nikolaus Pol*, die hier vollständig erscheinen, um so mehr mit Recht gemacht worden, da dieser ämsige Mann, weit entfernt, sich mit der Geschichte der Stadt, die er zu geben verspricht, zufrieden zu stellen, vielmehr mit der Geschichte Schlesiens, manche Verfälle der Zeit, n, durch welche er sie hinführt, zugleich darstellt, und so als ein wahrer Nachfolger der Chronikographen des Mittelalters sich vernehmen läßt. Der Herr Herausgeber hat, wie sich dieß von seinem, durch so manche Studien des deutschen Alterthums gebildetem Sinne für Ächtheit und treue Überlieferung schätzbarer Denkmäler nicht anders erwarten liefs, nur Veränderungen der Rechtschreibung in der Urschrift vorgenommen, sonst aber weder im Style noch in der Anordnung sich eine Veränderung erlaubt. Nach der Beendigung der Jahrbücher des *Pol* will er die andern Jahrbücher Breslau's so folgen lassen, dafs alles dasjenige, was *Pol* hat, dort weg bleibt, dafs dagegen alles ausführlich gedruckt werde, was im *Pol* nicht stehe, oder von ihm abweiche. Jene erst kommenden Jahrbücher würden daher nach diesem Plane nur als Varianten zu *Pol* edirt werden, welches wohl für die Kürze und Bequemlichkeit der historischen Forschung adäquat, für deren Gründlichkeit aber, unserer Ansicht nach, keineswegs dienlich seyn kann. Wie sehr man nämlich auch Ursache hat, nicht allein der Rechtlichkeit und Treue, sondern der Einsicht und der gründlichen Beurtheilung des Herrn Herausgebers zu vertrauen, so werden dennoch jene folgenden nur auszugsweise mitgetheilten Jahrbücher eben darum nicht als Quellen benützt werden können, weil es die Pflicht jedes historischen Forschers bleiben muß, nur seinem eigenen gewissenhaften Studium der unveränderten Quellen und nur allein seiner eigenen Einsicht zu vertrauen, für deren Richtigkeit er sich in gewisser Hinsicht

verbürgt, und für deren Aussagen er seinen Lesern gut zu stehen verpflichtet ist. Die Art der Bekanntmachung selbst aber — die Jahrbücher erscheinen nämlich am Orte der Herausgabe Bogenweise, als ein Journal — läßt vermuthen, der Hr. Herausgeber habe, wenn er gleich nicht die solide Begründung der vaterländischen Geschichte zu vernachlässigen gesonnen ist, vorzüglich die Verbreitung einer auf das vaterländische Interesse gerichteten Lektüre, und die leichtere Erwerbung dahin gehöriger Kenntnisse beabsichtigt. Wenn diese Absicht an sich sehr lobenswerth ist, so rechtfertiget sie auf der andern Seite zugleich die nur theilweise Mittheilung der folgenden Chroniken, durch welche der Geschichtsforscher selbst immer auf das Wichtigste, zum genaueren Studium auffordernde, hingewiesen, und zur eigenen Nachlesung der Quellen angeeifert werden wird.

Dieser erste Band der Chronik *Pol*'s erstreckt sich vom Jahre 905 n. Chr. von der Regierung des blindgeborenen *Miesko* oder *Mieslaus*, ersten Herzogs in Polen und Schlesien, unter welchem dort das Christenthum durch die Taufe des Herzogs Eingang fand, bis zu Ende der stürmевollen ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Reich an mannigfaltigen Einzelheiten der Geschichte Breslau's und Schlesiens, in der Darstellung durch die Schmucklosigkeit selbst anziehend, hat Rec. diese Zeitbücher auch als Beyträge zur europäischen Geschichte überhaupt in so weit achten gelernt, dafs durch dieselben eine klarere Ansicht der Verhältnisse und der Vermengung slavischer und germanischer Stammvölker, wenn gleich nicht in der Art, wie man erwarten dürfte, gewonnen wird; denn solche Dinge zu lehren ist dem einfachen, immer nur um das nächste bemühten *Pol* nicht beygefallen. Wie aber die einfache Darlegung der Begebenheit, und die bedächtige Aufmerksamkeit auf scheinbare Geringsfügigkeiten, wenn sie dem Einen Langeweile und Überdruß erregen, gerade für Andere die Quelle erfreulicher Entdeckungen glücklicher Ansichten, oder eines strengeren Zusammenfassens des vorher nur in loser Verbindung Erkannten werden können, so werden auch die so reichhaltig in diesen Zeitbüchern aufgeschichteten Vorräthe kleiner Ereignisse leicht einen nicht unbefriedigenden Genuß wichtigerer Art vorbereiten.

Möchte der Herr Herausgeber, der durch seine bereits begonnene Siegelsammlung der schlesischen Fürsten ein sehr interessantes und auch für deutsche Geschichte wichtiges Werk eingeleitet, entweder der historischen Erklärung dieser Siegelsammlung, oder den Jahrbüchern allmählig eine Urkundensammlung beyfügen, zu welcher Unternehmung ihm alle Mittel zu Gebote stehen. Die

Geschichte Schlesiens, in mehr als einer Hinsicht für Deutschland so wie für die slavischen Völker wichtig, verdient eine viel sorgfältigere Behandlung, als ihr bis jetzt zu Theil wurde. Eine vollständige Urkundensammlung, wie sie der Herausgeber zu liefern im Stande wäre, verbunden mit einer streng treuen Ausgabe der Chroniken, wie hier Pol erscheint, und in welcher Art auch die Übrigen folgen könnten, würden hiezu erst die unentbehrliche Grundlage bilden; und da jetzt so Manches für die Quellenforschung der vaterländischen Geschichte gethan wird, dürfte zu den Bemühungen ähnlicher Art die Herausgabe der Quellen der schlesischen Geschichte sehr schicklich hinzukommen, und ein für den Herausgeber eben so ehrenvolles, als der Unterstützung des Staates würdiges, und den Zeitgenossen im hohen Grade willkommenes Unternehmen seyn. G—g. G.

*Der Ursprung des Cistercienser-Stiftes Hohenfurt in Böhmen.* Eine diplomatische Skizze. Prag 1814, gedruckt bey *Gottlieb Haase*, böhmisch-ständischen Buchdrucker. 120 S. 8.

Der würdige Herausgeber dieses Beytrags zur Geschichte Böhmens *Dr. Xaver Maximilian Millauer*, Professor der Theologie und Secretär jenes Stiftes, dessen Mitglied er ist, eignet seine Arbeit dem Vorsteher und Abte des Stiftes, *Hrn. Johann Isidor Teutschmann* zu, der ihm das Archiv zu dem Zwecke der Herausgabe dieses Buches zu benutzen erlaubte, und dadurch gewifs ein sehr verdienstliches Unternehmen beförderte; indem, wie in der Vorrede mit Recht bemerkt wird, es hohe Zeit ist, nach dem Beyspiele des regulirten Chorberrn und Pfarrers zu *St. Florian*, *Herrn Franz Kurz*, die bald für immer verschwindenden Quellen der vaterländischen Geschichte vor dem Untergange zu retten. Wenn die hier gelieferten Urkunden, die sich auf die Gründung des Stiftes Hohenfurt beschränken, nicht so wichtig, wie jene gepriesenen Mittheilungen seyn können, so bleiben sie dessen ungeachtet eine sehr schätzbare des Dankes werther Beytrag zur vaterländischen Geschichte. Der Hr. Herausgeber hat sich vorder gerade nicht seltenen Sucht, auf wenige entdeckte Quellen eine weitläufige den gemachten Fund feyernde Erzählung oder so genannte Geschichte zu gründen, fern zu halten gewußt, und mit lobenswerther Mäßigung sich vielmehr größtentheils darauf beschränkt, zu den Urkunden, die er mittheilt, gründliche Bemerkungen zu liefern. Indem er auf diese Weise sein eigenes Urtheil nicht vorenthält, strebt er dennoch nicht fremdes Ur-

theil durch eine der Sache gegebene künstliche Wendung, wie nur zu oft geschieht, befangen zu machen, oder irre zu leiten. Die mitgetheilten Urkunden sind im Ganzen XXVII, welchen ein kurzes Verzeichniß jener Urschriften beygefügt ist, durch die dem Stifte von Erzbischöfen und Bischöfen Indulgenzen verliehen worden, oder durch welchen die Gläubigen zur Unterstützung des Stiftes aufgemuntert wurden.

Der Herausgeber setzt die Gründung dieses im Budweiser Kreise gelegenen Stiftes in das Jahr 1259. Es verdankt seine Entstehung dem *Herrn Wock von Rosenberg*, welches mit sehr gründlicher Darstellung erwiesen wird. Die erste gültige, über die Entstehung des Stifts vorhandene Urkunde ist die Bestätigung durch den Prager Bischof *Johann den Dritten*, vom 1. Juny 1259. Die letzte hier mitgetheilte ist vom Jahre 1295 die Beylegung eines Streites zwischen dem Stifte und den Söhnen *Heinrichs von Amselberg*, durch *Heinrich von Rosenberg* und *Zmilo von Grazen* enthaltend.

Wir wünschen, daß der Hr. Herausgeber bald in den übrigen Stiftern und Klöstern seines Vaterlandes Nacheiferer finden möchte, die mit gleicher Sorgfalt, gleicher historischer Umsicht und Erudition wie er die Schätze ihrer Archive mitzutheilen im Stande seyn. Diesen vorzüglich mag der Zuruf *Mollers* gelten, mit welchem das Buch schließt: *Expergescimini tandem aliquando - - vetustiora latebris protrahite - - nullum denique genus intactum relinquitte, cujus ope pleniorum historiae patriae notitiam transmittere queatis.*

G—g. G.

*Monuments historiques relatifs à la condamnation des Chevaliers du temple, et à l'abolition de leur ordre; par M. Raynouard, Membre de l'Institut Imperial de France et de la legion d'honneur. Paris, de l'imprimerie d'Andrien Egron. Rue des Noyers, Nro. 37. 1813. 317 S. in gr. 8.*

Hr. R., der bekannte Verfasser des Trauerspiels *les templiers*, tritt hier als historischer Vertheidiger dieses berühmten Ordens auf, dessen Unschuld er aus dem ungerechten Verfahren ihres Processes, aus dem Charakter Philipps des Schönen, und seiner Verhältnisse mit dem Oberhaupte der Kirche, aus dem nach Aufhörnung der Folter zurückgenommenen Geständnisse der meisten Ritter und des Großmeisters selbst, aus dem Widerspruche der abgehörten Zeugen, und endlich aus der inneren Unwahrheit mancher Anschuldigungen und Aussagen, darzuthun bemühet ist. Wir bekennen,

dafs ungeachtet aller dieser von den früheren Vertheidigern des Ordens schon aufgestellten Gründe, ungeachtet mehrerer bis jetzt noch ungedruckten Belege, von denen Hr. R. hier zuerst Gebrauch gemacht, und ungeachtet der Wohlredenheit mit welcher er die Vertheidigung des Ordens einem der zum Concilium von Vienne versammelten Bischöffe in den Mund legt, wir uns durch die Lesung dieses Buches keineswegs von der Unschuld des Ordens, und der gänzlichen Unwahrheit der wider ihn erhobenen Anklagen überzeugen konnten. So tadelhaft und ungerecht das Verfahren des Königs und des Pabstes erscheinen, so wenigen Glauben die durch die Folter abgenöthigten Geständnisse verdienen, so mächtige Beweggründe zur Verdammnis des Ordens in seinen Reichthümern lagen, so sprechen ihn doch alle diese Betrachtungen nicht von einem guten Theile der wider ihn erhobenen Anklagen los, von deren einigen Rec. wider Hr. R. vielmehr die innere Wahrheit zu erhärten sich getraut. Der Orden war durch seine steigende Macht und Reichthümer den Regierungen wirklich gefährlich geworden, wie ein halbes Jahrtausend später ein anderer in dessen Aufhebungsbulle die Aufhebung der Templer sehr an seiner Stelle angeführt ward. So wenig alle wider die Jesuiten erhobenen Anklagen als historisch wahr dargethan werden können, eben so wenig die wider die Templer; so gewifs aber bey dem Bannurtheile der ersten, wie bey dem Bluturtheile der zweyten, das Verfahren mehrerer Regierungen als hart, formenbeleidigend, und keineswegs unparteyisch erscheint, so gewifs waren auch weder Jesuiten noch Templer im Grunde ganz unschuldig, und gerade die geheime Lehre von beyden, die schon ihrer Natur nach am wenigsten durch vollkommene Beweise beleuchtet werden konnte, war ihre Hauptschuld, freylich nicht in den Augen der Völker, wohl aber in denen der Regierungen. Dafs die Templer eine solche geheime, den Pflichten des Christenthums und der Reinigkeit der Sitten hohnsprechende Lehre besaßen, scheint Recensenten schon durch die verschiedenen bekannten Aussagen über die Aufnahmsceremonien, noch mehr aber durch ihre noch wenig bekannte, aber doch aus orientalischen Geschichten klar hervorgehende Verbindung mit dem Mörderorden der Assassinen außer Zweifel gesetzt, und die verschiedenen Beschuldigungen über das Idol, die Päderastie u. s. w. die Hr. R. als absurd erscheinen, tragen für den Forscher orientalischer Lehren und Sitten in der Zeit der Kreuzzüge das Gepräge hoher innerer Wahrheit. Hr. R. verwirft geradewegs die über das Idol *Bafumets* zuerst von Nicolai (den er nicht einmal nennt) und daun von

anderen aufgestellten Meinungen über den gnostischen Sinn desselben, und hält *Bafumet* für eine blofse Verstümmelung von *Mohammed*. Dawider streitet der die Verehrung begleitende Ausruf *Jallah*, o Gott! der noch heute in dem Munde der Mystiker und Derwische im Orient der Ausruf ihrer Andachtsübungen ist, und nur den Herrn der Natur, und keineswegs seinen Gesandten Mohammed angeht. Dafs solche Idole mit zwey oder drey Gesichtern mit langem Barte, und von schrecklichem Ansehen, und mit einem Kalbsfelle bekleidet, wirklich ächt arabische Symbole einer geheimen Lehre sind, beweisen die in den *Curiositäten* hievon gelieferten Abbildungen derselben, deren Inschriften aber eine richtigere Erklärung als die dort gegebene, erwarten. Es dürfte wohl unmöglich seyn das unter dem Idole *Bafumets* versteckte Philosophem heute noch mit Gewifsheit auszumitteln, aber das Praktische der geheimen Lehre des Ordens der Assassinen, mit denen die Templer in Verbindung standen, ist dafür mit desto grösserer Gewifsheit bekannt. Hohn aller positiven Religion und aller Moral, war die geheimste Lehre der Obern, während die Profanen zu der strengsten Übung aller äusseren Religionspflichten gehalten waren. In diesem Bezuge erscheint also die wider die Templer erhobene Beschuldigung, dafs sie das Krenz mit Füfsen traten und sich allen Lüsten der Sinnlichkeit überliefsen, gar sehr in der Natur der geheimen Lehre gegründet. Was das Idol eigentlich bedeuten mochte, wußten vermuthlich die wenigsten die darüber Zeugenschaft aussagten, und die es wußten haben es nicht ausgesagt. Es genügte den Obern durch diesen Act der Verehrung, der allen Lehren des Christenthums Hohn sprach, den Gehorsam der Eingeweihten gefangen zu nehmen, und dafür ihrer Sinnlichkeit den Zügel schiefsen zu lassen, um so treuere Handlanger und Anglichere Werkzeuge zur Erreichung ihrer Absichten daraus zu bilden. Eine Politik, die sich seitdem bey allen geheimen Orden, die einen Staat im Staat bilden wollten, bis auf die neuesten Zeiten als sehr gefährlich wirksam bewährt hat, und von dem neuen geheimen Orden der Templer (einem Werkzeuge der französischen Staatsumwälzer) nicht ohne Erfolg angewandt worden. Der Einrichtung und den Satzungen des Heiligen Bernards gemäfs, stritten die Ritter des Tempels freylich nur für die Befreyung des heiligen Grabes als christliche Frohnkämpen unter dem Banner der im gelobten Lande vereinten Christenheit; aber nicht lange darnach arteten selbe aus, und schon die Geschichtschreiber der Kreuzzüge haben uns Thatfachen aufbehalten, welche den Eifer und die Willfährigkeit der Ritter für die Sache der gemeinen Christenheit in ein widriges Licht setzen, und von einem unparteyischen Geschichts-

forscher nicht verschwiegen werden sollten. Da Hr. R. derselben nicht erwähnt, so führt Recensent hier ein Paar derselben an, um seine Behauptung, daß der Orden schon früher nichts weniger als rein und tadellos gewesen, und daß er, abgesehen von der gemeinen Sache, seine eigenen Zwecke verfolgte, historisch zu begründen.

Im Jahre 1167 überlieferten die Templer einen ihrer Vertheidigung anvertrauten festen Posten dem ägyptischen Feldherrn Schirkuh, wofür der König von Jerusalem Amalrich zwölf der schuldigen Ritter auf der Stelle aufhängen liefs. (*Gesta Dei per Francos, Willermi Tyrensis* p. 962). Zwey Jahre hierauf (*ibid.* p. 978) weigerten sie sich geradewegs den Feldzug nach Ägypten mitzumachen, und waren die Hauptursache des unglücklichen Ausgangs desselben. Die von Wilhelm von Tyrus angegebene Eifersucht derselben auf die Spitalritter, war aber wohl weniger die wahre Ursache dieser Weigerung als ihre Schonung für die herrschende Dynastie in Ägypten, von welcher die geheime Lehre des Ismailiten (zu der sich die Assassinen bekannten) ausgegangen war. Was aber nun auch der wahre Grund gewesen seyn möge, so sind schon diese beyden Thatsachen Beweis genug ihrer eigenen unabhängigen Politik, die, sobald sie mit den europäischen Regierungen in feindliche Berührung kam, nothwendig den Sturz derselben, oder ihren eigenen, nicht unverdienterweise herbeiführen mußte. Σ.

---

*Welthistorische Ansicht vom Zustande Europa's am Vorabend der Schlacht bey Leipzig im Jahre 1813. Von Ludwig Lüders. Mit einem Plane der Schlacht bey Lützen. Leipzig und Altenburg bey Brockhaus. 1814. IV u. 124 S. 8.*

Größtentheils geschichtlichen Inhalts, doch weit entfernt von einer bloß trockenen Erzählung. Diese Schrift umfaßt die Begebenheiten vom Anfange des verhängnißvollen Jahres 1813, bis zum 15. Oct., als den Vorabend der Schlacht von Leipzig. Die Thatsachen sind zwar durch keine neuen Angaben vermehrt, die Schlachten von Lützen, Bautzen und Würschen nur nach dem bekannten vortrefflichen Werken des Grlen. Gneisenau wiedergegeben, alles übrige stützt sich auf die officiellen Berichte der Armeen, und die hie und da gesammelten mündlichen Aussagen der Mi-

litärs. Doch ist nicht zu läugnen, daß die Zusammenfassung der Menge von Ereignissen in ein zusammenhängendes Gemälde dem Verf. wohl gelungen ist, wir erhalten eine vollkommene, gedrängte Übersicht, und einen unparteyischen, ruhigen Bericht des Ganzen, der bis jetzt noch von Niemanden in der Art geliefert worden ist. Die Betrachtungen über den veränderten Zustand Frankreichs und seines Verhältnisses zu Deutschland und zu den übrigen europäischen Staaten am Schlusse des Jahres 1813 gehören zu den Bessern, die bis jetzt in unübersehbarer Menge zum Vorschein gekommen sind. Sie sind gründlich, wahr, und mit vieler Ruhe vorgetragen. Überhaupt verdient diese Schrift von dem Schicksale der Menge von Broschüren, mit welchen wir überschwemmt wurden, ausgenommen zu werden, man kann sie füglich als einen interessanten Beytrag zur künftigen Geschichte unserer Zeit, aufbewahren. Der Anhang enthält einen Auszug aus der Correspondenz des Königs von Preussen mit dem unglücklichen Könige von Sachsen; dann aus der Rechtfertigungsschrift des General Thielemann — er ist ein bloßes Bruchstück und von keiner besondern Bedeutung.

---

### Schöne Wissenschaften.

*Litteraturblade af Jens Immanuel Baggesen. Kjøbenhavn 1814. Trykt hos Joh. Rud. Thiele. 4. (Litteraturblätter von Baggesen.)*

Der Zweck dieser Literaturblätter war anfangs, die noch ungedruckten Aufsätze des Verfassers in der Form einer Wochenschrift bekannt zu machen. Da aber, nachdem mehrere Nummern erschienen waren, ein Aufsatz über die Hochzeitsfeyer Napoleons, von der Censur unterdrückt wurde, änderte der Verfasser seinen Vorsatz, und verwandelte seine Wochenschrift in einen Kampfplatz, wo er als rüstiger Kämpfer gegen verschiedene Schriftsteller auftrat, ja sogar eine förmliche Kriegserklärung gegen den Dichter Ölenschläger ausgehen liefs, welche jedoch nicht beantwortet wurde. Wir enthalten uns vorläufig eines Urtheils über diese Blätter, da ihr literarischer Werth noch sehr zweifelhaft ist. Wir wünschen dagegen, daß der Verf. seine Zeit und Muße dazu anwenden möchte, um uns mit seinen noch ungedruckten Werken zu beschenken, welche er schon längst angekündigt, aber noch nicht herausgegeben hat.

## Allgemeine Literaturzeitung.

N<sup>ro.</sup> 98.

Freitag, den 9. December

1814.

## Justizpolitik.

*Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland.* Von A. F. J. Thibaut, Hofrath und Professor des Rechts in Heidelberg, Correspondenten der kaiserl. Gesetzgebungs-Commission in Petersburg. Heidelberg bey Mohr und Zimmer. 1814. 67 Seiten in 8.

Die Zahl der Projecte über die künftige politische Gestaltung des deutschen Vaterlandes scheint nun geschlossen zu seyn. Unübersehbar war die Menge der Schriften, welche sich mehr oder weniger ausschließend mit Constitutionsentwürfen, mit Vorschlägen befaßten, wie dieser oder jener Gegenstand des vaterländischen Interesse auf diese oder jene Art einzurichten, jenes Veraltete abzuschaffen, dieses Neue dafür einzuführen sey u. dgl. Mannigfaltig äußerten sich die Wünsche der deutschen Wortführer, und Dinge kamen durch den neuesten Umschwung und die allgemeine Gährung der Meinungen und Gemüther zur Sprache, die als eben so viele Belege der allgemeineren Verbreitung der höhern Cultur, des regen Geistes und der großen Vaterlandsliebe der Deutschen zu betrachten sind. So erfreulich diese Erscheinungen für jeden denkenden Beobachter seyn müssen, so wenig läßt sich doch verkennen, daß nur eine äußerst geringe Zahl der gemachten Vorschläge zur wirklichen Anwendung gelangen wird, und gelangen kann, weil ihnen, so schön und vortreflich sie auch immer in der Idee erscheinen mögen, doch die erste und wichtigste Eigenschaft mangelt, nämlich die *Ausführbarkeit*. So wenig wir wünschen, daß bey dem Entwurfe der künftigen deutschen Verfassung für die Wiederherstellung der alten Verwirrung, des Separatismus, mit dem ganzen Gefolge der Schwäche und Kraftlosigkeit, alles Schlechten und Kleinlichen — oder

Zwölftes Heft.

für die Erhaltung des hier und da noch Bestehenden, durch den Zeitgeist längst Verworfenen ängstlich Sorge getragen werden möge — so wenig können dennoch die von vielen Seiten kund gewordenen Ideale und Luftbilder unsern Beyfall erhalten, deren Conciipienten wenig auf die höchst wichtige Wahrheit Rücksicht nahmen, daß die einzuführenden Neuerungen so viel als möglich auf das mit Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten, Charakter und Denkungsart des Deutschen innig verschmolzene, und zum Theil noch in seiner reinen Nationalität vorhandene Alte gegründet werden müssen, wenn sie heilsam seyn sollen. — Die Wünsche Aller vereinigen sich jedoch in dem einen und obersten: in der Herstellung der äußern und innern Sicherheit und Einheit des gesammten deutschen Staatskörpers. Wir wollen zuversichtlich erwarten, daß der in den Tagen der Gefahr und gemeinschaftlichen Noth bestandene Einklang der deutschen Fürsten und Völker keine vorübergehende Erscheinung war, und hoffen, das neu geschlossene Band werde durch die Beschlüsse des denkwürdigen Wiener-Congresses dauerhafter begründet und befestiget werden. Durch welche Mittel dieß zu erreichen sey, wurde bereits von vielen Seiten kund gegeben. Welche Maßregeln die Weisheit der versammelten Fürsten und Staatsmänner beschließen werde, läßt sich wohl schwerlich voraussagen. Soviel scheint jedoch, könne man mit Gewißheit vorherbestimmen, daß die Gründung einer absoluten Einheit des deutschen Landes vor wie nach ein frommer Wunsch bleiben werde. Deutschland wird wie gegenwärtig, so auch künftig in mehrere Staaten abgetheilt bleiben, die in Rücksicht ihrer innern Verfassung in mannigfaltiger Hinsicht von einander abweichen; der Himmel gebe nur, daß keiner dieser particularen Verfassungen das gemeinsame Merkmal, der Typus des deutschen Charakters mangle, und alles Fremdartige, Nichtnationale aus ihnen verbannt werde; daß ferner die Bundesverfassung auf Grundsätzen der Gerechtigkeit

gebaut, und in ihr gesorgt werde, dem Willen und der Kraft der einzelnen Fürsten und Völker eine gemeine concentrische Richtung im Verhältnisse zu den Nachbarstaaten zu verschaffen, und für die Rechtssicherheit der Unterthanen in den einzelnen deutschen Ländern einen gemeinschaftlichen obersten Schutz- und Stützpunkt zu gründen, der zugleich das Symbol der innern Einheit seyn könnte. Viele sind der Meinung, daß zur Hindanhaltung der üblen Folgen, welche aus der unvermeidlichen innern Zerstückelung für das Gesamtwohl Deutschlands entspringen müssen, keine Anstalt geschickter wäre, als die Einführung eines innerhalb Deutschlands Grenzen allgemein geltenden Privat-Rechtsverhältnisses, ausgesprochen in einem deutschen Codex. Die Geltung eines und desselben Gesetzes würde unstreitig zur Erhaltung der innern Einheit Vieles, wo nicht das Meiste beytragen, und ein vorzügliches Bindungsmittel der einzelnen deutschen Stämme werden. Allein die Einheit, welche durch das allgemein geltende Gesetz erhalten werden soll, muß zuvor gegründet werden. Vor allem Andern muß die Vorfrage entschieden seyn, ob Deutschland aus einer Anzahl souveräner, auch unter sich unabhängiger, und nur in Hinsicht der auswärtigen Verhältnisse an die Beschlüsse des Bundestags gebundener Staaten bestehen wird, — oder ob es wieder ein (nach dem Zeitgeist modificirtes) deutsches Reich geben soll, dem ein reelles (kein Titular-) Oberhaupt vorsteht, und unter welchem die Reichs-Könige und Fürsten die Landeshoheit in den einzelnen Reichskreisen ausüben. Im letztern Falle allein wird an die Möglichkeit der Abfassung und Einführung eines allgemeinen Rechts- und Proceß-Codex zu denken seyn, — im ersten Falle aber würde sie unter die Zahl der Unmöglichkeiten gehören, ja mit dem Begriffe eines Bundes souveräner Staaten im offenbaren Widerspruch stehen.

Der gelehrte, und als gründlicher Civilist längst berühmte Hr. Verf. der oben angeführten vortrefflichen Schrift hat auf diese Vorfrage sehr wenig Rücksicht genommen, oder wenigstens den Widerspruch seines Vorschlags mit der hie und da selbst geäußerten Erwartung in Beziehung der künftigen Gestaltung des deutschen Staatskörpers nicht gehörig beachtet. Er sagt selbst S. 7: „So viel ist auf allen Fall schon jetzt entschieden, daß Deutschland nach wie vor den Vortheilen einer unbedingten Einheit zu entsagen hat, und sich in eine Reihe bloß äußerlich verbundener kleiner Staaten auflösen wird.“ Bleiben diese bloß äußerlich verbundenen kleinen oder größern Staaten in Rücksicht der innern Organisation und Verhältnisse souverän und unabhängig, (voran nach

dem 6. Art. des Pariser-Friedens nicht mehr zu zweifeln ist,) so gebührt dem Landesfürsten auch das Recht der bürgerlichen und peinlichen Gesetzgebung und der Festsetzung der Proceßnorm unbenommen, um so mehr, da diese Bestimmungen einen so wesentlichen Einfluß auf die Organisation der übrigen innern Verfassungs- und Verwaltungszweige haben. Und wenn selbst der bey nahe ungläubliche Fall angenommen würde, die sämtlichen deutschen Bundesfürsten könnten sich über die Annahme oder Abfassung eines allgemeinen Codex vereinigen, würde derselbe nicht bald zu einem bloßen subsidiarischen Rechte herabsinken? würden die von Zeit zu Zeit zu erlassenden Vorschriften und Modificationen nicht bald eine wesentliche Abweichung von der allgemein geltenden Norm veranlassen, und in der Folge dieselbe Gesetzverschiedenheit herbeyführen, über welche man gegenwärtig so gegründete Klagen erhebt? Oder wäre es wohl denkbar, daß die auf ihre Souveränität eifersüchtigen Fürsten auf eines ihrer wesentlichsten Rechte Verzicht leisten, und die Revision der oft unvermeidlichen speciellen Vorschriften einer permanenten, obersten, und über die Gesetzgebung des gesammten Bundes wachenden Versammlung überlassen würden? —

Der Hr. Verf. sah diese wesentliche Schwierigkeit zum Theil selbst voraus, wenn er S. 41 sagt: „Übrigens bedarf es kaum einer Erinnerung, daß ein solches Gesetzbuch, wie es durch gemeinsames Wirken entstand, auch nur durch eben ein solches nachher erforderlichen Falls gebessert werden darf. Denn ohne dieß würde natürlich die beabsichtigte Einheit nur kurze Zeit bestehen, und der böse Wille sich überall durch schnelles Niederreißen zu rächen suchen.“ Er will derselben dadurch begegnen, daß er vorschlägt: „Die Sache müßte also wie ein Völkervertrag unter feyerlicher Garantie der auswärtigen großen alliirten Mächte behandelt werden.“ Was von solchen Garantien zu halten sey, hat uns die Geschichte der Vergangenheit und des Tags sattem gezeigt. Die Constitution des künftigen deutschen Staatenbundes muß dafür sorgen, daß wir keiner auswärtigen Garantie bedürfen, um *einig* nur für das Beste des Vaterlandes zu wachen, Hat sie dafür nicht gesorgt, so wird die fremde Versicherung wenig nützen; wenigstens wird sie nicht verhüten können, daß sich das deutsche Reich trotz aller heilig beschwornen Tractate in kurzer Zeit wieder in jener Lage befinde, in welcher es sich vor wenigen Jahren befand, und der es in mancher Hinsicht noch gegenwärtig überlassen ist. Die souveränen Cantone der Schweiz (und mit welchem Staate liefse sich der deutsche Staatenbund besser vergleichen) geben den schicklichsten Beleg, wie

leicht es sey, sich durch Bundesversammlungen über die gemeinsamen Angelegenheiten des Staats *freywillig und ohne auswärtige directe Einwirkung* zu vereinigen. Wie oft wurden dort die Debatten über die Einführung gleicher Gesetze, eines gleichen Münzfußes, gleicher Maße und Gewichte angeknüpft, und wieder beyseitiget; immer wufste der *souveräne Wille* und das *Particular-Interesse* dieses oder jenes Cantons die Schwierigkeiten dergestalt zu vervielfältigen, daß die dem öffentlichen allgemeinen Wohle, heilsamsten Maßregeln unterbleiben mußten! — Welcher Deutsche hat die Schmach, unter einem fremden Dictator zu leben, nicht noch im reifsten Angedenken? —

Diese Vorfrage abgerechnet, müssen wir gestehen, daß der Hr. Verf. seine Materie auf die gründlichste Art abgehandelt hat. Seine gehaltvolle Schrift ist eine um so erfreulichere Erscheinung, als es nach der Fluth der Ideale, womit wir bisher überschwemmt worden sind, gewaltig Noth thut, wieder einmal Etwas zu vernehmen, das uns in das Reich der Wirklichkeit zurücklenkt. Die Abhandlung hat nicht bloß für den gegenwärtigen Zeitpunkt ein hohes Interesse, sondern auch für die Folge einen bleibenden Werth, da sie nebst dem eigentlichen Thema noch mehrere andere Gegenstände berührt, die dem Freunde der Rechtswissenschaft von hoher Wichtigkeit sind. Wenn wir auch voraussetzen können, daß ihre inhaltsschweren Worte bereits die rege Theilnahme aller deutschen Biedermänner gefesselt haben, und die kräftige Schrift in den Händen der Meisten unserer Leser seyn werde, so halten wir es doch nicht für überflüssig, bey der Analyse derselben noch einige Zeit zu verweilen. Die in ihr ausgesprochenen Wahrheiten können nicht oft genug wiederholt werden, und wenn es auch nicht nöthig ist, sie in den deutschen Erbländern des österreichischen Kaiserstaates in Anregung zu bringen, da sich dieselben bereits eines allgemeinen bürgerlichen und peinlichen Gesetzbuches erfreuen, das, bis auf die noch nicht revidirte Proceßordnung, allgemein als ein Muster der Vortrefflichkeit anerkannt wird, — so sind dieselben doch für Deutschland im Allgemeinen von zu hohem Interesse, als daß sie in dem mächtigsten Bestandtheile dieses Reichs nicht einer besondern Beachtung würdig gehalten werden sollten.

Der Hr. Verf. ist der Meinung, „daß das deutsche bürgerliche Recht (Privat- und Criminal-Recht nebst dem Proceß) eine gänzliche schnelle Umänderung bedarf, und daß die Deutschen nicht anders in ihren bürgerlichen Verhältnissen glücklich werden können, als wenn alle deutschen Regierungen mit vereinten Kräften die Abfassung eines, der Willkür der einzelnen Regierungen entzoge-

nen, für ganz Deutschland erlassenen Gesetzbuches zu bewirken suchen.“ Daß gerade gegenwärtig an die Abfassung eines solchen allgemeinen Gesetzbuches mehr, als früher möglich war, gedacht werden könne, ist einleuchtend. — Deutschland befindet sich größtentheils im Zustande der Auflösung; die Privatverhältnisse sind so, wie die öffentlichen, aus allen Fugen gerissen; die nöthige Abschaffung der von einigen Regierungen freywillig angenommenen, in andern Ländern durch Befehl des Oberherrn eingeführten franz. Gesetzbücher ist mit mannigfaltigen Verlegenheiten verbunden, welche bereits in einigen Ländern für die Privatrechte der Bürger in Ermanglung einer andern *zweckmäßigen* Rechtsnorm tiefeingreifende Nachtheile hervorgebracht hat. An vielen Orten glaubte man nicht eilig genug „das krause Gemische des alten Wirrwarres gegen das eingeführte neueste Recht mit einem schneidenden Machtwort wieder herzustellen.“ Daß die altdeutschen Gesetzbücher, deren es in vielen Ländern ein buntes Allerley gibt, den Forderungen an eine vernünftige zeitgemäße Gesetzgebung nicht mehr entsprechen können, ist eine längst anerkannte Sache. Die Spuren der alten Rohheit und Kurzsichtigkeit, und schon der Umstand, daß sie in keinem Fall als allgemeine, alles umfassende Gesetzbücher galten, machen sie unfähig das neueste abzuschaffende Recht zu ersetzen, wenn sie auch wegen ihrem einfachen, ächt germanischen Sinn bey der künftigen Gesetzgebung für einzelne Rechtsfragen zu Rathe gezogen werden können, ja müssen, wenn der künftige Civil- und Criminal-Codex dem deutschen Charakter, und der individuellen Volksthümlichkeit angemessen ausfallen soll. Wir können uns nicht enthalten, das Urtheil des Hrn. Verfs. über die früher, und zum Theil noch jetzt in Deutschland geltenden gemeinen Rechte wörtlich anzuführen. „Unser ganzes einheimisches Recht ist ein endloser Wast einander widerstreitender, vernichtender, buntscheckiger Bestimmungen, ganz dazu geartet, die Deutschen von einander zu trennen, und den Richtern und Anwälten die gründliche Kenntniß des Rechts unmöglich zu machen. Aber auch eine vollendete Kenntniß dieses chaotischen Allerley führt nicht weit. Denn unser ganzes einheimisches Recht ist so unvollständig und leer, daß von hundert Rechtsfragen immer wenigstens neunzig aus den recipirten fremden Gesetzbüchern, dem canonischen und römischen Recht, entschieden werden müssen. Gerade hier erreicht das Ungemach den höchsten Gipfel. Das canonische Recht, soweit es nicht auf die katholische Kirchenverfassung, sondern auf andere bürgerliche Einrichtungen geht, ist nicht des Namens werth; ein Haufen dunkler, verstüm-

melter, unvollständiger Bestimmungen, zum Theil durch schlechte Ansichten der alten Ausleger des römischen Rechts veranlaßt, und so despotisch in Ansehung des Einflusses der geistlichen Macht auf weltliche Angelegenheiten, daß kein weiser Regent sich ganz demselben fügen kann. Die letzte und hauptsächlichste Rechtsquelle bleibt für uns das römische Gesetzbuch, also das Werk einer sehr ungleichen fremden Nation aus der Periode des tiefsten Verfalls derselben, die Spuren dieses Verfalls auf jeder Seite an sich tragend!" Was der Hr. Verf. nun S. 15—24 über den Werth des so oft gepriesenen römischen Rechts, und seine praktische Anwendbarkeit sagt, wird manchem sehr hart klingen, und wir fanden auch bereits seine Äußerungen von mehreren Seiten getadelt. Doch, abgesehen davon, daß der Hr. Verf. als einer der berühmtesten Civilisten und Bearbeiter des Pandecten-Rechts eine entscheidende Autorität in der Sache hat, müssen wir gestehen, daß wir seine Ansichten bis auf wenige Ausnahmen seit langer Zeit mit ihm getheilt haben. Wir sind der Meinung, daß die praktische Unanwendbarkeit des römischen Rechts in den deutschen Gerichtshöfen, und die schädlichen Folgen, die aus seiner fernern subsidiarischen Beybehaltung für das Privatwohl der Staatsbürger entstehen müssen, unumstößlich dargethan sind. Den theoretischen Werth desselben, und seine Brauchbarkeit für den Universitäts-Unterricht hat auch der Hr. Verf. anerkannt; dort kann es zur Übung des Scharfsinns und der Combinationsgabe angehender Juristen sehr fruchtbringend dem Studium des vaterländischen Rechts vorausgeschickt werden, wie es auch seit einiger Zeit an den österreichischen Lehranstalten geschieht.

Die Vortheile, welche aus der Einführung eines Nationalgesetzbuches für den Gelehrten, für den akademischen Unterricht, für die Schärfung des, bis jetzt auf den deutschen Universitäten vernachlässigten praktischen Sinnes in den Studirenden, für den ausübenden Juristen, und vorzüglich für das Glück der Bürger entspringen müssen, können wohl nicht mehr einleuchtender erwiesen werden, als es in dieser kleinen, aber sehr gehaltvollen Abhandlung geschehen ist. „Sehen wir, sagt der Verf. S. 32, auf das Glück der Bürger, so kann es keinen Zweifel leiden, daß ein solches einfaches Gesetzbuch für ganz Deutschland die schönste Gabe des Himmels genannt zu werden verdiente. Schon die bloße Einheit wäre unschätzbar. Wenn auch eine politische Trennung Statt finden muß und soll, so sind doch die Deutschen hoch dabey interessirt, daß ein brüderlicher gleicher Sinn sie ewig verbinde, und daß nie wieder eine

fremde Macht den einen Theil Deutschlands gegen den andern mißbrauche. Gleiche Gesetze erzeugen aber gleiche Sitten und Gewohnheiten, und diese Gleichheit hat immer zauberischen Einfluß auf Völkerliebe und Völkertreue gehabt. Außerdem macht der bürgerliche Verkehr jene Einheit fast zu einer schreyenden Nothwendigkeit. Unsere deutschen Länder können allein durch einen lebhaften, innern, wechselseitigen Verkehr ihren Wohlstand erhalten, und von dem schneidenden Volksegoismus, den der franz. Code ausspricht, darf bey uns durchaus nichts gehört werden. Ist also keine Gleichheit des Rechts, so entsteht das fürchterliche Unwesen der Collision der Gesetze, wo bey denn wieder der leidige Umstand eintritt, daß es wenigstens hundert und drey und dreyßig Streitfragen über jene Collision gibt, die armen Unterthanen also bey ihrem Verkehr in solche ewige Stockungen gerathen, und in ein solches Labyrinth von Unsicherheit und Schwanken verstrickt werden, daß ihr ärgster Feind sie nicht übler berathen könnte. Die Einheit des Rechts würde dagegen den Weg des Bürgers von dem einen Lande in das andere eben und sicher machen, und schlechte Anwälde würden nicht mehr Gelegenheit finden, bey dem Verkauf ihrer Rechtsgeheimnisse die armen *Ausländer* (leider sind die Deutschen unter sich mehr als *Ausländer* geworden!) schändlich auszusaugen und zu mißhandeln." Rühmlich ist die Kühnheit, mit welcher der Herr Verf. gegen Vorurtheile und Mißbräuche zu Felde zieht, besonders da er nicht verkennt, wie sehr er den Widerspruch, vorzüglich der eingewurzelten Selbstsucht auf sich ziehen wird. Er ist auf die Vorwürfe der einseitigen Verehrer des Pandectenrechts, deren Zorn er besonders durch seine Ausfälle auf ihr mit ausschließender Liebe gepflegtes Scholienkind rege gemacht haben muß, so wie auf die Bedenklichkeiten in Voraus gefaßt, welche von heimlichen und öffentlichen Widersachern gegen die Abfassung eines deutschen Gesetzbuches in Anregung gebracht werden könnten. Er begegnet ihren Einwendungen durch eine Reihe sehr scharfsinniger Bemerkungen, die in mehr als einer Hinsicht, allgemein beherzigt zu werden verdienen, deren Anführung wir jedoch hier um so billiger übergehen können, als wir erwarten, daß die schätzbare Abhandlung des Herrn Thibaut nicht nur von jedem Freunde der positiven Rechtswissenschaft und Politik, sondern auch von jedem deutschen Manne werde gelesen werden, für den das künftige Schicksal des Vaterlandes Interesse hat.

Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. Von Dr. Friedrich Carl v. Savigny, ordentl. Prof. der Rechte an der königl. Universität zu Berlin und ordentl. Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften daselbst. Heidelberg bey Mohr und Zimmer 1814. 162 S.

Wenn Thibaut aus allbekannten Gründen die Fürsten Deutschlands zur Stiftung eines allgemeingültigen deutschen Civilrechts durch gemeinsame Abfassung eines bürgerlichen Gesetzbuches auffordert, so hält Savigny die Lösung dieser Aufgabe, wenigstens derzeit für unmöglich, und erklärt sich für die Rückkehr des alten römisch-deutschen Privatrechts mit Beybehaltung der Provinzial- und Local-Rechte. Die Meinung des Ersteren hat wohl die Stimme der Zeitgenossen für sich, deren Muth, Hoffnung und Selbstvertrauen, durch die riesenhaften Erfolge ihrer Anstrengungen belebt, nichts für unmöglich, wenig für bedenklich hält; doch gebührt Savignys Schrift der Vorzug einer größern Eigenthümlichkeit der Gründe, und einer sorgfältigern Ausführung. Er sucht durch eine (wenn gleich unvollständige) Kritik der neuern Legislationen darzuthun, daß unsere Zeit zu einer radikalen Reform der bürgerlichen Gesetzgebung aus Mangel an historischem Sinne nicht geeignet sey. Ja die Gesetzgebung selbst tritt, nach seiner Ansicht, gegen die Theorie des Rechts, die sich gleichförmig mit der Entwicklung der Rechtsverhältnisse in den Köpfen der Juristen nach und nach von selbst bildet, an Wichtigkeit weit zurück. Das Gesetzbuch soll, wie er meint, nur eine Kundmachung des aus dem eigenthümlichen Leben des Volkes hervorgegangenen Gewohnheitsrechtes enthalten, vervollständigt durch solche Bestimmungen, die ihrer Natur nach (wie z. B. Fristen der Verjährung) willkürlich seyn müssen. Eine solche von selbst entstandene Jurisprudenz findet er nun in dem (auf der Basis der recipirten gemeinen Rechte beruhenden) deutschen Privatrechte. Er selbst gibt die Nothwendigkeit einzelner Reformen (durch Verordnungen) zu. Aber aus der Gründung eines neuen Rechtssystems scheint ihm die Gefahr des Umsturzes der bisherigen Rechtsweisheit zu drohen, an deren Stelle nur eine flache Reflexion über den Buchstaben des Gesetzbuches (als eines reinen Productes der Willkür) treten würde. — Rec. muß offenherzig gestehen, daß ihn Savignys Gründe nicht überzeugt haben. Gänzliche Gleichförmigkeit des Rechtes scheint in dem aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzten Staatenvereine Deutsch-

lands weder wünschenswerth noch möglich. Allein die Beybehaltung von Provinzialrechten schließt ja die Anerkennung eines allgemeinen deutschen Gesetzbuches als Subsidiar-Rechtsquelle nicht aus. Savigny selbst will einen ähnlichen Zustand durch Wiederbelebung des sogenannten deutschen Privatrechtes herbeyführen. Aber welcher Unterschied zwischen einem allgemein verbindlichen, ordentlich kundgemachten, systematischen Gesetzbuche, und jenem vielköpfigen Ungeheuer, dem jede Messe mehr denn sieben Köpfe abschlug, und eben so viel neue aufsetzte! Das römische Recht vollends, auf welches die deutsche Justitz zum größten Theile reduzirt war, muß aus dem Kreise unserer Rechtsnormen für jeden Fall verbannt werden. Seine Reception war ein Werk der Noth und des Zwanges. Es war nie einheimisch in Deutschland, und wird es nie werden. Welcher Classiker würde sich nicht schämen, das als sein Werk anzuerkennen, was auf Lehrkanzeln und Gerichtsstühlen durch drey Jahrhunderte als römisches Recht galt? — Und hätten wir auch eine solche allgemein anerkannte, allgemein befolgte Theorie in Deutschland, wie die Römer sie gehabt haben sollen — sie wäre doch nur das Werk, bliebe ewig auch nur das Eigenthum einer eigenen Kaste. Und nicht um des Entscheidens Willen ist das Gesetzbuch da, sondern nur darnach zu handeln. Der Bürger soll es kennen; für ihn wird es gesammelt und geordnet; und das ist der Stolz des Gesetzgebers, daß Jeder im Gesetze den Ausspruch seines eigenen vernünftigen Willens erkenne. Wenn wir das Herkommen und die abweichenden Gewohnheitsrechte näher prüfen, so wird gar manches als Product zufälliger Umstände und falscher Ansichten Einzelner erscheinen, die mit dem eigenthümlichen Leben des Volkes, wie mit seinem Interesse in keiner Verbindung stehn. Diese Anomalien laßt uns beseitigen, für die wirklich aus der Individualität hervorgegangenen Abweichungen über Provinzialrechte sanctioniren, und mit allgemeiner Übereinstimmung kund thun! Daß unsere Zeit dazu nicht reif sey, könnte nur die That beweisen. Wir rufen vielmehr im festen Vertrauen auf die Kraft der Völker und den guten Willen der Herrscher: Jetzt oder nie!

Hfs.

### Specielle Therapie.

Beobachtung<sup>n</sup> über den Typhus und die Nervenfeber nebst ihrer Behandlung. Mit beygefügten Krankengeschichten aus der Klinik. Von Dr. Ignaz Rudolph Bischoff, k. k. öffentlichem

ordentlichem Professor der medicinischen Klinik und praktischen Heilkunde für Wundärzte an der Carl-Ferdinand Universität zu Prag. Prag bey *Caspar Widtmann*, 1814. 8. 258 S.

Mit diesem Werke beginnt ein junger hoffnungsvoller, mit allen Vorkenntnissen ausgerüsteter Arzt seine literarische Laufbahn, und wir müssen offenerzig gestehen, daß dasselbe unter den Werken über den Typhus, die jetzt Deutschland bis zum Eckel überschwemmen und ein eben nicht zu erfreuliches Bild der hentigen Heilkunde darstellen, eine ehrenvolle Stelle verdiene. Während *Marcus* sich den Typhus als Hirnentzündung träumt, und durch Blutvergeudung sich auf seinen Sarkophag Lorber zu sammeln wähnt, *Ackermann* das Nervenfieber mit dem Typhus verwirrt und mit einem ungeheuern Aufwand von Gelehrsamkeit bewiesen zu haben glaubt, daß der Typhus immer nur ein Folgefieber und immer rheumatisch-splanchnisch sey, daß das Leiden des Gehirns, die Delirien, die Raserey etc. von etherisirtem Kohlenwasserstoff, dessen Substrat beseelter (!) Gallenstoff ist, herrühre, und daher den Essig als das vorzüglichste Vorbauungs- und Heilmittel anrath, *Weinhold* ebenfalls den Typhus mit dem Nervenfieber zusammenwirft, den Grund desselben in dem Principe des Imponderablen im thierischen Organismus und in der verminderten Cohäsion des Nervenmarkes entdeckt und so einen wichtigen Fund gemacht zu haben glaubt, *Jörg*, der leider! um und neben sich Leichen gehäuft sah, den im zweyten (bey uns im dritten) Stadium vorhandenen Sopor (der aber ihm zum Trotze oft gar nicht vorhanden ist) sehr sonderbar in einen gut- und böartigen unterscheidet und die Blasenpflaster und Senftaige (so oft die kräftigsten, so oft die einzigen Rettungsmittel im nervösen Typhus) wie glühende Kohlen zu fürchten scheint, während Andere ihre typhösen Kranken ohne Ausnahme sammt und sonders zu Wiedertäufern machen, ja *Horn* eimerweise eiskaltes Wasser über den Kopf und den Körper der Kranken gießt, und, der übrigens verdienstvolle, *Kolbany*, der uns schon bey seiner Abhandlung über den Scharlach bewies, daß warm und kalt Eins ist, auch jetzt noch nicht mit dem warmen und kalten Begießen im Reinen zu seyn scheint, liefert uns hier Hr. Dr. *Bischoff* seine am Krankenbette erworbenen, von speculativer Phantasterey eben so weit als von einseitiger Ansicht entfernten Beobachtungen, und somit für den technischen Heilkünstler ein brauchbares Werk. Mit vieler Genauigkeit wird das seinem Ursprunge sowohl als seinem Verlaufe nach so sehr verschiedene Nervenfieber von dem ansteckenden Typhus

getrennt, ersteres mit Recht stets als ein Folgefieber angegeben, und die unterscheidenden Merkmale durch alle Stadien festgehalten; mit vielem Scharfsinne endlich unterschied der wackere Hr. Verf. die gleichzeitigen Localentzündungen, die so oft zum Verderben der Menschheit die Ärzte aus *Brown's*, *Weickhardt's*, *Röschlaub's*, *Schmid's* und Consorten Schule unter der Maske nervöser Zufälle täuschen, von dem Typhus. Zwar erschrecken wir anfangs, als wir bey Durchblätterung des Buches einen Typhus catarrhalis, rheumaticus, versatilis, stupidus, encephaliticus, pneumonicus etc. antrafen; doch bald legte sich unser Schreck, als wir bey näherer Durchlesung desselben fanden, daß der Hr. Verf. durch diese Adjectiven die verschiedenen Modificationen und Nüancirungen des Typhus auszeichnen, und dadurch einen mehr individualisirten und daher sicheren Heilplan einleiten wollte. Wir erinnerten uns hierbey des braven *Sagar's*, und gestehen, daß diese Eintheilungen, wenn gleich Mancher allenfalls *Typhus cum delirio vivaci, cum sopore, typhomania, cum topica encephali, pulmonum, hepatis affectione etc.* gesagt haben würde, in Hinsicht der Curart von großer Wichtigkeit sind. — S. 1 führt der Hr. Verf. in Kürze die Momente auf, wodurch das diesmalige Typhuscontagium sich entwickelt und nach Böhmen und seiner Hauptstadt verpflanzt hat. S. 2 glaubt Hr. Dr. *Bischoff* es sey eine schwer zu lösende Frage ob der Typhus bloß durch Contagium sich fortpflanze oder zugleich epidemisch herrsche; Rec. hält mit *v. Hildenbrand, Hartmann, Dzondi* etc. diese Frage für schon lange gelöst und kann die Erfahrungen dieser Männer, daß sich der Typhus unter gewissen Bedingungen zwar immer ursprünglich entwickle, aber bloß durch Contagium sich fortpflanze, durch seine tausendfältigen, in vier großen Typhusseuchen (die große typhöse Ruhrseuche im Jahre 1809 nicht mitgerechnet) gemachten Erfahrungen bestätigen. Immer sah er den Typhus sich zuerst aus Spitälern und Schiffen durch das Wegschleppen der Kleidungsstücke der Typhuskrauken, durch das Wegschleppen des Strohes, auf dem diese herbeygeführt wurden, durch unvorsichtiges Fahren der Todtenwagen durch volkreiche Strafsen, durch vorwitzige oder unnütze Krankenbesuche, durch unvorsichtiges Einquartieren typhöser Kranken, vorzüglich aber durch die Reconvalescenten in Gasthäusern, Buden, Kirchen etc. und ihre Transporte, in der Stadt und auf dem Lande verbreiten; er sah durch Errichtung der Reconvalescentenhäuser, durch ernstliches Zurücktreiben unnützer Besuche, durch welche beyde Malsregeln allein schon dem Staate eine große Menge brauchbarer Glieder in jeder Typhusseuche gerettet werden kann, durch Aus-

leerung der Spitäler etc. alsogleich die Seuchen sich vermindern; er that durch Vorsicht und genaue Absonderung dem Vordringen der Seuche in einem und demselben Hause alsogleich Einhalt, und rettete dadurch allein ganze Familien; er sah die Seuche immer dem Zuge der Kranken, den Transporten der Reconvalescenten folgen und ringsum ganze Ortschaften, die diese nicht berührten, von der Seuche verschont etc. Ewig werden die Quarantaine- die Contumazhäuser, die Sperren, die genaue Absonderung der Kranken eine sichere Schutzwehr gegen die Pest und gegen den Typhus seyn! S. 3 hält der Hr. Verf. mit Andern aus nicht unwichtigen Gründen den Typhus für ein exanthematisches Fieber, wesswegen er auch mit Recht seine Behandlung nach dem Charakter des ihn begleitenden Grundfiebers eingeleitet haben will. Aber eben desto mehr hätte er uns die Gründe angeben sollen, warum er nicht, wie *v. Hildenbrand*, *Hartmann*, *Ackermann* etc. deren ersterer gar diesen Zeitraum in drey Zeiträume untertheilt, ein Infectionsstadium annahm? Wie kann es ein Reactionsstadium ohne Infectionsstadium geben? Und wenn uns der Hr. Verf. selbst S. 5 die Vorbothen des Typhus, die vorzüglich in einem Gefühle von Mattigkeit, Ermüdung nach Bewegung, Eingenommenheit und Schwere des Kopfes, vorübergehendem Frösteln, Ziehen in den Hüften, unruhigem Schläfe etc. bestehen, meisterhaft beschreibt, worin erkennen wohl diese Vorbothen ihren Grund, als in dem Ansteckungsstoffe, der auf dem Hautorgane (vorzüglich auf den Schleimbäuten der Nase und des Rachens\*) oft durch mehrere Tage haftet, bevor er seine nachtheiligen Wirkungen tiefer zu äufsern beginnt? Warum sollte man diesen Zeitraum, der durch Übertragung eines contagiösen Stoffes begründet ist, nicht Infectionsstadium nennen? Rec. hält das Infections- und das Reactionsstadium gerade für die zwey wichtigsten Stadien für den technischen Heilkünstler, da im ersten oft noch Abhülfe und gänzliche Abwehrung, wie unser erfahrener Freund S. 6 selbst bemerkt, oder doch ein gelinderer Verlauf dieses gräßlichen Übels geschafft werden kann, da von der richtigen Behandlung des zweyten, wenn es ein Mal einge-

treten ist, größtentheils, ja beynahe einzig das Wohl des Kranken abhängt. — Der Hr. Verf. theilt den Typhus in einen normalen oder regelmässigen, und in einen anomalen oder regelwidrigen, und nimmt vier Stadien desselben an, nämlich ein Reitzstadium (*stadium irritativum*, *reactionis* etc.) ein nervöses Stadium, das Stadium der Crisen und Abnahme, und das Stadium der Wiedergenesung. Von S. 7—9 wird das Bild des normalen Typhus während des ersten Stadiums im Allgemeinen aufgestellt, allein da dieses Bild verschiedene Modificationen erleidet, je nachdem entweder die Schleimhäute, oder die fibrösen und serösen Häute, oder die Organe der Verdauungswerkzeuge *vorherrschend* gleichzeitig ergriffen sind, so wird der Typhus im Reitzstadium nach der vorstehenden Afficirung dieser Organe in den Typhus catarrhalis, rheumaticus und gastricus untergetheilt, und von S. 9—12 das Bild dieser drey Modificationen so meisterhaft entworfen, das der würdige Hr. Verf. schon deswegen auf unsern vollen Dank Auspruch zu machen hat, und wir das Wichtigste davon ausheben werden. Sind die *Schleimhäute* vorherrschend ergriffen, so zeigt sich Druck in den Stirnhöhlen, Betäubung, wüster Kopfschmerz; stark geröthete Conjunctiva, Thränen, Spannen der Augen, Mangel an Luft durch die Nase, sader Geschmack, Eckel, öfteres Spucken, Rasseln in der Brust, erschwertes Athemhohlen, öfterer Husten, Auswurf eines eyweißähnlichen mit Speichel und öfters mit hellem Blute vermischten zähen Schleimes, Druck im Magen, Empfindlichkeit in der Lebergegend, gestörte Gallenabsonderung, gelbliche Farbe des Gesichts und der Brust, Verstopfung oder trockener Stuhlgang, dunkelrother Urin, geschwinder, voller, gespannter, härlicher, oft unterdrückter Puls. (Dieses Leiden der Schleimhäute war im Anfange der gräßlichen, durch die Gefangenen von *Valenciennes*, *Quesnoy*, *Lancrey* etc. nach Oesterreich überbrachten, Typhusepidemie so vorstehend, das Rec. durch die Catarrhalzufälle in Verbindung mit dem typhösen Exantheme getäuscht, dieselbe anfangs für eine bössartige Masernepidemie zu halten verleitet wurde.) Bey hervorstechenden Leiden *der fibrösen und serösen Häute* zeigt sich schmerzhafter, stechender Kopfschmerz, vorzüglich in der Gegend des Scheitels und kleinen Gehirnes, Stiche in den Ohren, flüchtige, wandernde Schmerzen in der Brust, und im Bauchfelle, schmerzhaftes Ziehen in den Extremitäten, Krampf in den Waden, Schmerz in den Schienbeinen (*anxietas tibialis*) in den Handwurzeln und Fingergelenken, Schlasslosigkeit, sparsamer Stuhlgang, geschwinder, gespannter, harter Puls etc. Das vorstehende Leiden der *Verdauungsorgane* äußert sich durch bedeutenden

\*) Wir sahen in der diesmaligen Epidemie bey vielen Hunderten den Gaumen und die Rachenhöhle entzündet, und bey vielen mit sehr kleinen Bläschen besetzt; die Kranken klagten keinen oder wenigen Schmerz, nur Tröckne. Diese Entzündung war oft schon mehrere Tage vor dem Ausbruche des Fiebers zugegen; bey Vielen gelang es uns sie vor dem Ausbruche des Fiebers zu retten.  
Der Rec.

Kopfschmerz in der Stirngegend, Druck über den Augen, oft gelben Rändern der Nase, Zittern der Unterlippe, üblen Geruch aus dem Munde, (bitteren Geschmack, der diesmal selten fehlte) Eckel, Aufstossen, Würgen, Neigung zum Erbrechen, auch durch wirkliches Erbrechen, Spannung und Druck in der Herzgrube, Schmerzen bey Berührung der Magengegend, Schwere und Zittern der Extremitäten, öftere wässerige Stuhlgänge oder Stuhlverhaltung, Lendenschmerzen, grossen Durst, einen geschwinden, kleinen, oft unterdrückten, schwach scheinenden, oft unordentlichen Puls etc. — S. 12 wird richtig bemerkt, dafs diese Leiden nicht immer rein vorhanden waren, sondern öfters eine Complication derselben Statt fand. Vorzüglich schön wird der gewöhnlich zwischen den 3. und 5. Tag hervorbrechende, den Typhus so sehr bezeichnende Ausschlag, der mit den Masern viele Ähnlichkeit hat, beschrieben; aber, ob es gleich richtig ist, dafs er bey Leuten von weisser, zarter Haut vorzüglich deutlich bemerkt wird, so traf ihn doch Rec. auch deutlich und ausgezeichnet häufig bey Leuten mit brauner und bräunlicher Haut an. — Gegen Ende des sechsten Tages tritt nun das *nervöse* Stadium ein, und je nachdem blofs überwiegendes Leiden des Nervensystems, oder mit diesem zugleich Sinken der Reproduction und Entmischung des organischen Stoffes vorhanden ist, wird der Typhus mit unserm vortrefflichem Hartmann richtig und in praktischer Hinsicht nothwendig in einen Typhus nervosus und T. colliquativus s. putridus, welcher nach Recensentens Erfahrungen vorzüglich erstens beym ursprünglichen Typhus, zweytens bey Menschen mit scorbutischer Anlage, und daher in sumpfigen, überschwemmten Gegenden, auf Schiffen etc. und drittens nicht selten statt hat, wenn bey vorherrschenden gastrischen und splanchnischen Leiden im ersten Stadium die gehörigen Entleerungen verabsäumt wurden, eingetheilt. Der Typhus nervosus wird wieder, wenn das Delirium mit erhöhter Empfänglichkeit gegen äufsere Sinnesreize, mit lebhaften Gebärden (mit einem nicht selten Tag und Nacht fortdauernden, oft nur wenig unterbrochenen Geschwätze, Lärmen etc.) verbunden ist, in einen T. versatilis, T. cum erethismo encephali, oder wenn es mit einem Dahinstarren ohne Empfänglichkeit gegen äufsere Eindrücke, mit einem dumpfen Murmeln begleitet ist (oder wenn der Kranke gar in einem schlafsuchtähnlichen Zustande dahin liegt) in einen T. cum torpore encephali, T. stupidus untergetheilt. — Auch

diese beyden Nüancen des Typhus, auf die der unübertreffliche *Hufeland* vorzüglich aufmerksam gemacht hat, erfordern in Hinsicht der Behandlung besondere Rücksicht, und werden von S. 18—21 so wie der T. putridus mit vieler Präcision beschrieben, nur müssen wir bey letzterem hinzusetzen, dafs wir in diesem Entmischungszustande nicht nur Petechien und Decubitus, sondern öfters auch Carbunkeln, blutigen, oft ganz schwarzen Urin, und ungleich häufiger, als bey dem T. nervosus, Parotiden, welchen öfters mit gemässigtem Fieber ein schlafsuchtähnlicher Zustand voranging, antrafen. Das dritte Stadium oder das *Stadium der Crisen* und Abnahme ereignet sich, wenn die Krankheit ihre höchste Stufe erreicht hat, gewöhnlich unter starker Exacerbation und unter den gefährlichsten Zufällen am Ende des 13. Tags, zuweilen schon am eilften (was wir häufig bey Subjecten von 2—14 Jahren sahen) sehr oft erst am 17. Tage (wovon uns die Seuche im J. 1792—1793 häufige Belege lieferte); es erfolgt ein allgemein und gleichförmig verbreiteter Schweiß (in mancher Epidemie mit häufigen rothen und weissen Frieseln, oder letzterem allein, der manchenmal linsengrofs Hals, Brust und Bauch bedeckt, oft über das Gesicht und die Extremitäten sich verbreitet); es erfolgt plötzlich eine bedeutende, oft fast gänzliche Remission der Symptome, der Urin wird bleichroth, gelb (etwas später blafs, wässerig; man entlasse keinen Kranken als geheilt, bey dem nicht eine häufige Absonderung wässriger Urine erfolgt ist) der Puls wird gleichförmiger, langsamer, gehobener, voller und kräftiger (oder auch manchmal zum Schrecken des Unerfahrenen matt, klein, aber zugleich langsam); Betäubung und Irrereden verschwinden, die Zunge wird von der Spitze aus feucht, Lippen und Zahnfleisch verlieren ihren schwarzen Überzug, die Nasenhöhlen entleeren einen dichten (oft schwärzlichen) Schleim, es erfolgt Husten mit gekochten, blafsgrünen, nicht selten mit schwarzrothen Blute vermischem Auswurfe, der oft 8 (auch 14 Tage und länger) anhält, (und in den Mindererfahrenen Furcht vor Lungensucht erregt etc.) Doch wir rathen dem Leser diesen Abschnitt, der den Scharfsinn und die Beobachtungs- und Schilderungsgabe des Hrn. Dr. *Bischoff* im vollen Mafse beurkundet, selbst zu lesen. Eben so richtig ist das Stadium oder die Epoche der Wiedergenesung (die uns Hr. Dr. und Prof. *Hartmann* mit Recht von den Stadien des Typhus zu trennen scheint) geschildert.

(Der Beschlufs folgt.)

# Wiener Allgemeine Literaturzeitung.

N<sup>ro</sup>. 99.

Dienstag, den 13. December

1814.

## Specielle Therapie.

*Beobachtungen über den Typhus und die Nervenfieber nebst ihrer Behandlung. Von Dr. Ignaz Rudolph Bischoff etc. (Beschlußs.)*

Von S. 26—37 wird der Typhus in seinem regelwidrigen Verlaufe beschrieben, und vorzüglich schön seine Anomalien im zweyten oder im nervösen Stadium auseinander gesetzt. Diese Anomalien haben entweder von Seite des Fiebers, oder durch beygesellte Localaffection Statt. Oft ist der rheumatische oder katarrhalische Charakter bis zum ächt entzündlichen gesteigert, was sich bey jungen, kraftvollen Subjecten (besonders, wie wir sahen, im Frühjahre) oder wenn gleich anfangs die Krankheit mit erhitzen Mitteln behandelt, oder bey gastrischem Charakter die nöthigen Entleerungen unterlassen worden sind, ereignet. Der katarrhalische (bisweilen fast entzündliche) Charakter dauerte ungeachtet des schon ausgebrochenen Friesels manchmal bis zum eilften Tage, ja bis zur gänzlichen Entscheidung des Fiebers fort, und die leicht antiphlogistische oder nach Umständen leicht auflösende Cnrmethode beendigte die Krankheit, wodurch wir einseitige Ärzte verleitet sahen, einiger Malsen zur Fahne Marcus zu schwören. Oft hingegen steigt das nervöse Stadium unerwartet zu einer furchtbaren Höhe, die Thätigkeit des Blutsystems sinkt so tief, die Leiden des Nervensystems erreichen einen solchen Grad, dals das Leben mit jedem Augenblicke zu erlöschen droht. — Oder der Typhus ist mit einer Entzündung entweder des Gehirns, T. encephaliticus, oder des Rachens, T. pharyngiticus, oder der Lungen, T. pneumonicus, oder der Gedärme, enteriticus, oder der Leber, T. hepaticus, welche letztere Complication aber der Hr. Verf. nie sah, verbunden, und ist diese Leberaffection mit Gelbsucht vergesellschaftet, so heist er T. icterodes. Vortreflich wird nun der Typhus mit den vier er-

Zwölftes Heft.

sten Localaffectionen von S. 30—35 geschildert. Der T. encephaliticus wird wieder in T. encephalítico-phreniticus, wo das Delirium bis zur Wuth gesteigert ist, die Kranken brüllen, schreyen, alles tobend von sich stossen, auf die Umstehenden spucken, sie beißen etc. und in T. phrenitico-stupidus mit sehr gerötheten Augen, erweiterter Pupille, höchster Betäubung, tief zurückgedrängtem Bewusstseyn, mit vor Schwere gegen den Nacken zurücksinkendem Kopfe etc. untergetheilt, ersterer Zustand endigt sich, wenn nicht Abhülfe geschieht, mit Convulsionen, letzterer mit Schlagfluß. Rec. würde zu diesen beyden besonderen Hirnaffectionen noch eine dritte, wo die Phantasia des Kranken von einer traurigen, fixen Idee, z. B. Furcht vor dem Tode, Verzweiflung am Wiederaufkommen, Furcht seine Ehre, sein Vermögen etc. zu verlieren, Tag und Nacht gefoltert wird, sein Blick scheu und unstätt herumirrt, seine Mienen, Gram, Angst, Verzweiflung ausdrücken, und die Scene, wenn nicht schleunige Abhülfe geleistet wird, mit gähem Schlagflusse sich endet, hinzufügen, und diesen Zustand encephalítico-melancholicus nennen. — Bevor wir zur Beurtheilung der Behandlung schreiten, erlaube man uns einen nothwendigen Absprung. Jede Typhuseuche hat, wie jede Pocken-Scharlach-Masernseuche etc. ihr Eigenes. Zwar wird der Typhus durch verdorbene ungesunde Nahrung, durch sumpfiges, verdorbenes Trinkwasser, durch feuchte, unreine, des Lichtes beraubte Wohnungen, durch Anhäufung vieler Menschen in engen, kleinen Zimmern, Gebäuden, durch Lagerung derselber in nafskalten, sumpfigen Gegenden, durch verdorbene, mit mephitischen Gasen geschwängerte Luft etc. ursprünglich erzeugt, und durch Contagium fortgepflanzt, und zur Seuche; aber bald tritt er unter die Herrschaft des Standfiebers, und wird von diesem, so wie von dem Jahreszeitfieber so verschieden modificirt, dals er einen eigenthümlichen Charakter bekömmt, und so oft, wenigstens im Anfange, eine verschiedene Behandlung erfordert. Schon seit

einigen Jahren bemerkt man ein vorherrschendes Leiden in den Schleimhäuten und in den serösen und fibrösen Häuten, das nicht selten, besonders im Frühjahre, zur Entzündung gesteigert wird, oder auch nicht selten bey asthenischer Anlage das Nervenfieber zum Folgefieber hat. Die anhaltende, ungewöhnliche Nässe, die beständig feuchte, mit Nebel und Regen abwechselnde, öfters kühle Witterung in den Sommermonathen des Jahres 1813, die ebenfalls rauhe, nasskalte Witterung des Herbstes, die eben so schädlich auf die Reproduction als auf die Vegetation einwirkten, complicirten das rheumatisch-catarrhalische Staudfieber mit einem nach *Frank* gastrischen, nach *Stoll* biliösen, oder nach *Ackermann* und *Bischoff* besser, mit einem splanchnischen Charakter. Daher die auffallend guten Wirkungen, und die Unentbehrlichkeit der Brechmittel \*) in der diesmaligen Typhusseuche. Wie ganz anders verhielt sich die Sache in der Typhusseuche im Jahre 1805 u. 1806? Schon seit dem Jahre 1797 war die nervöse Constitution vorherrschend, und begünstigte das rasche Fortschreiten des Brownianismus und der Erregungstheorie; böartige Pocken- und Scharlachseuchen, böartige Wechselfieber, nervöse Entzündungen, passive Blutflüsse etc. waren in der Tagesordnung. Überdies hatten Furcht, Angst, zurückgehaltener Zorn, verbissene Wuth etc. einen höchst nachtheiligen Einfluss auf das Nervensystem der Bewohner geüfsert, als die verheerende Typhusseuche im Jahre 1805 in Oesterreich ausbrach. Hier geriethen Alle in die größte Gefahr, welchen nach Ausbruche des Fiebers ein Brechmittel gereicht wurde, erschöpfendes Nasenbluten, schwächende, kaum bezwingbare Diarrhöen, früher herbeygeführtes und stärkeres Leiden des Nervensystems waren die Folgen, und Viele fielen als ein Opfer der Unklugheit. Wie ungern vermischen wir daher in diesem Werke eine ausführliche Darstellung des epidemischen Charakters der Typhusseuche und seiner späteren Modificationen? Wie sehr hätte das Werk am Werthe gewonnen, wenn der Hr. Verf. diesen Charakter sammt seinen Modificationen mit seiner Behandlung in Einklang gesetzt, und dadurch den Fehler, dessen

\*) Im Frühjahre aber wurde nach unseren Beobachtungen der splanchnische Charakter immer mehr und mehr zurückgedrängt; es zeigte sich stärkere Affectio des Gefäßsystems, und nicht selten Localentzündung mit dem Typhus verbunden. Die Anzeige zu Brechmitteln wurde seltener. Die Anzeige zur gelinde antiphlogistischen Methode häufiger; ein neuer Beweis, wie sehr die Febris annua den Typhus modificirt!

sich (den würdigen Erzvater des Typhus v. *Hildenbrand* und einige wenige Andere ausgenommen) alle Schriftsteller über den Typhus in den neueren Zeiten schuldig gemacht haben, vermieden hätte. — Zu der Behandlung des Typhus setzt Hr. Dr. *Bischoff* zwey Indicationen fest, 1. das Fieber seinem Charakter gemäß zu behandeln, 2. gefahrdrohende Zufälle zu entfernen. Von S. 38—73 folgt nun die Behandlung des Typhus in allen seinen Modificationen und Nüancirungen, sowohl in seinem normalen als anomalen Verlaufe, durch alle seine Stadien auf eine Art, die offenbar beweist, daß der wackere Hr. Verf. den epidemischen Charakter der Seuche sammt seinen Abweichungen, obgleich nicht beschrieben, doch vollkommen gekannt, daß er sich sorgsam die Erfahrung älterer Ärzte eigen gemacht, und seine Beobachtungs- und Individualisirungsgabe am Krankenbette vorzüglich ausgebildet habe. — In dem Zeitraume der Vorbothen (bey uns im Infectionsstadium) reichen nach dem Hrn. Verf. mässige Diät, Enthaltungen von geistigen Getränken, Bettwärme, ein Aufguss von *Sambucus* oder *Chamomilla*, wenn Husten zugegen war *Decoctum Altheae* mit *Roob Sambuci*; bey Stuhlverhaltung *Clystiere*; bey Andränge des Blutes zum Kopfe laue Fußbäder meistens hin. Rec. hat in den Monaten November und December 1813 und im Jänner 1814 mehr als hundert wirklich Angesteckte durch Brechmittel, und darauf gereichte leichte diaphoretische Mittel oder nach Umständen, wenn die splanchnische Anlage durch das Brechmittel nicht gänzlich gehoben war, mit *Sal Glauberi* und *Spiritus Mindereri*, oder auch einer Auflösung von *Manna* mit den vorigen beyden der augenscheinlichen Gefahr des Typhus entrissen, und glaubt, daß Brechmittel wegen der allgemeinen Erschütterung des Organismus, Umstimmung der Schleimsecretion, Lösung der Hautkrämpfe, Beförderung der Ausdünstung und Einsaugung, wie der Hr. Verf. selbst richtig bemerkt, in jeder Typhusepidemie, so lange der Ansteckungsstoff noch örtlich auf den Schleimhäuten der Nase, des Rachens oder des Magens (was auch Hr. Prof. *Hartmann* gegen Letzteres sagen mag) haftet, und kein örtlicher Fehler eine Gegenanzeige macht, zur Verhütung der weiteren Ausbildung von vorzüglichem Nutzen sind. Sobald aber schon einmal der typhodische Ansteckungsstoff den Organismus tiefer ergriffen und Fieber erregt hat, so sey man mit den Brechmitteln behutsam. Nur die Complication des typhodischen Fiebers mit wahrem splanchnischen Fieber, oder die epidemische Constitution, die auf alle exanthematischen Fieber einen so wichtigen Einfluss hat, kann, wie es in der diesmaligen Typhusseuche der Fall war, Brechmittel bedingen.

*Behandlung im Reitz- oder Reactionsstadium.* Waren die Schleimhäute vorherrschend ergriffen, war der Typhus nach dem Hrn. Verf. *catarrhal.*, so suchte er, mit der nöthigen Rücksicht auf die gestörte Hautfunction und die Secretionsorgane, die Reitzung des Blutsystems durch die gelinde, antiphlogistische Methode zu mässigen, und gab daher radix Althaeae, flores Verbasci, Papaveris Rhoeados, bey vollem, gespanntem Pulse Emulsio amygdalina cum mucilage gummi arabici; bey Unthätigkeit der Hautfunction Althaea mit Roob Sambuci, Tartarus emeticus in kleinen Gaben, vinum antimoniatum (das in den Prager - Apotheken aus einem Grane Tart. emetic., in einer Unze Wein aufgelöst, bereitet wird). War hierbey der Puls minder kräftig, klein, so wurde liquor Mindereri heygesetzt. Waren aber bey dieser Reitzung des Blutsystems, was meistens der Fall war, gastrische und splanchnische Zeichen zugegen, so wurde Sal Glauberi, Tartarus tartarisatus, Tinctura Rhei aquosa gegeben, und mit diesen Mitteln nicht selten der Tartarus emeticus in kleinen Gaben verbunden. Wiehen hierauf die gastrischen Symptome nicht, so wurde alsobald zu Brechmitteln geschritten, und dazu, um der Neigung zur Diarrhöe vorzubeugen, Ipecacuanha erwählt. Bey wahrer Brustaffection wurden nie Brechmittel gereicht; auch in späteren Tagen bey hoch gestiegener Eingenommenheit des Kopfes und gerötheten Augen war man in Anwendung derselben vorsichtig (Rec. gab bey vorhandener *Turgescenz nach oben* oft in späteren Tagen und bey Zweyen, bey welchen schon gefährliche nervöse Symptome und der Friesel ausgebrochen waren, noch Brechmittel mit glücklichem Erfolge). Gegen Diarrhöen wurde Decoctum Salep mit Extr. Colombae und Clystieren aus Flor. Chamomillae mit Amylum gegeben (Rec. berücksichtigte stets ob die Diarrhöe schwächend war oder nicht, ob sie mit Steigerung oder Verminderung des Fiebers eintrat; in letzterem Falle gab er nur schleimige, gelindschweifstreibende Getränke ex Althaea, Chamomilla, Verbasci etc.) Gegen Stuhlverstopfung wurden Clystiere, gegen heftiges Kopfleiden mit gerötheten Augen, Aufgetriebenheit des Gesichtes wurden Sauertheige auf die Fußsohlen, Senfumschläge auf die Waden (von uns oft mit Nutzen auch lauwarne Fußbäder), Vesikatorien im Nacken, und wann hierauf das Übel nicht weichen wollte, Blutigel hinter den Ohren und an den Schläfen (ein herrliches, aber leider! so sehr vernachlässigtes Mittel bey örtlicher Strotzung der Hirngefäße) und endlich kalte Umschläge über die Stirne und das Haupt geschlagen, letztere auch dort, wo kein Turgor zugegen war. Bey dem *Typhus rheumaticus* war die Anzeige, die örtliche Spannung und

den Schmerz der leidenden Theile, so wie die Reitzung des Gefäßsystems zu mässigen. War das Fieber und das rheumatische Leiden minder heftig, was meistens der Fall war, so hatte die antiphlogistisch - diaphoretische Methode ex Althaea, Sambuco, Aceto ammoniacali, vino antimoniato etc. Statt; war aber der Puls voll, klopfend, hart, so tratt in Verbindung mit schleimigen Mittel Nitrum an ihre Stelle. Hier wurden gegen den Kopfschmerz Clystiere, Senfteige, Blasenpflaster im Nacken (aber letztere doch wohl nicht bey vollem, gespanntem, hartem Pulse?) aber — nie kalte Umschläge angewendet. Beym *Typhus gastricus* tratt, wenn offenbare Turgescenz nach oben zugegen, und die schadhafte Stoffe (aber nicht nur Ingesta, sondern auch, wie wir oft schon im Infectionsstadium sahen, Secreta) zum Auswurfe vorbereitet waren, alsobald die Anzeige zu Brechmitteln ein. Lag aber der Grund der gastrischen Erscheinungen in den Reproductionsorganen und regelwidriger Absonderung (mit einem Worte waren die schadhafte Stoffe zum Auswurfe nicht vorbereitet) so hatte die auflösende Methode mit Cremor Tartari, Sal Glauberi etc. selbst Tartarus emeticus Platz, doch so, das nie Diarrhöe erfolgte. Verminderten sich hierauf die gastrischen Zeichen nicht (was bey uns in der diesmaligen Epidemie gewöhnlich der Fall war) und waren die Stoffe zur Entleerung nach oben vorbereitet, so schritt man zu Brechmitteln. S. 44 werden die traurigen Folgen der vernachlässigten Entleerungen, und somit die Homicidia der Incitabilisten meisterhaft geschildert. — blieb nach diesen Entleerungen noch ein Mangel der Energie der Reproductionsorgane zurück, so wurde ein Infusum Calami aromatici, Chamomillae, sal ammoniacus, Tinct. Rhei etc. gegeben.

*Behandlung des normalen Typhus im nervösen Stadium.* Von S. 48—54 werden die vorzüglichsten in diesem Zeiträume angezeigten Nervenmittel, als Valeriana, Angelica, Arnica, Liquor Cornu Cervi, Balsamus Vitae Hoffmanni, Camphora, der Wein, die Vesicanzien, die Sinapismen angegeben, und ihre Wirkungsart auf das Nerven- und Blutsystem vortrefflich auseinander gesetzt. Alles was hier gesagt wird, ist in der Erfahrung gegründet, und empfiehlt das Buch allein schon dem Leser. Mit Recht wird der Campher bey geschwindem, kleinem, nicht härtlichem Pulse, bey trockener Haut und Zunge, bey darniederliegender Muskelkraft etc. gegeben und seine Anwendung bey vermehrter Hitze und heftigen Exacerbationen, oder bey erfolgreichem gespanntem, härtlichem Pulse (aber noch mehr, setzt Rec. hinzu, bey erfolgenden schwächenden Schweißsen, bey schon vorhandenen ist er gar nie zu geben) angesetzt. Vor-

trefflich ist die Wirkungsart der Blasenpflaster und Senfteige angegeben. Mit Recht werden erstere frühzeitig angewendet, und mit Recht, was auch die Erregungstheoretiker von der schwächenden Kraft dieser Eiterung träumen, in Eiterung erhalten. Wenn wir auch die Erfahrungen eines Hippokrates, eines Baglivi und Anderer vergessen haben, daß freywillig an den Extremitäten entstandene Geschwüre, oft plötzlich die gefährlichsten Symptome und Fieber hoben, so dienen doch die eiternden Blasenpflaster als wohlthätige Gegenreize, als erregte vicariirende Thätigkeiten, die das Leiden von edlern Theilen entfernen, oder Metastasen auf dieselben verhindern. Sonderbar ist es, daß der Hr. Verf. hier des Moschus, den er doch selbst S. 64 als das höchste durchdringende Reizmittel erkennt, gar nicht erwähnt. Sollte der Moschus bloß im regelwidrigen Typhus angezeigt seyn? Welche sind dann wohl die Gränzen des regelmässigen und regelwidrigen Typhus? Rec. fand in einer vieljährigen Erfahrung auch im normalen Typhus den Moschus bey Sehnenhüpfen, bey convulsivischen Bewegungen aller Art mit vollem, aber auch kleinem härlichem Pulse, feuchter Haut, spasmodischen Urinen etc. besonders bey jungen, reizbaren Individuen, oder auch bey besonderer Idiosyncrasie gegen den Campher, so oft als eines der wirksamsten und zugleich sanftesten Mittel einen regelwidrigen Verlauf desselben und damit den plötzlichen Einbruch der gefährlichsten Symptome hintanzuhalten. Schön auseinander gesetzt und in der Erfahrung gegründet ist die Verschiedenheit der Heilart in dem Typhus nervosus versatilis, T. nerv. stupidus, und T. putridus oder colliquativus. Bey ersterem hüte man sich vor Überreizung; Valeriana, Angelica, Campher in kleinen Gaben (auch Opium bisweilen nach Hufelands und unserer Erfahrung) und nur wenige Vesicanzien sind hier angezeigt. Desto kräftigere Reize erfordert der T. nervosus stupidus, oft häufige Vesicanzien, Campher in großen Gaben (Angelica, Serpentaria) und vorzüglich die gegen den Stupor so wirksame Arnica. Beym T. putridus sind der Cortex und die Mineralsäuren die wirksamsten Rettungsmittel und die Senfteige den Blasenpflaster vorzuziehen (oder letztere nur bis zum Rothmachen anzuwenden).

*Behandlung des Typhus in seinem anomalen Verlaufe.* Gründlich geschrieben; wir werden das Wichtigste ausheben. Pindet sich schon im nervösen Stadium jener oben erwähnte hoffnungslose Zustand der höchsten Lebensgefahr ein (ob dieser sich im Stadium der Crise so häufig ereignende Zustand auch in diesem Stadium regelwidrig sey, steht zu erörtern) so ist zu berücksichtigen, ob er von Localaffection bedingt sey oder nicht. Im letz-

tern Falle hat die reizende Methode in ihrem ganzen Umfange ihre Anwendung. Nebst den schon oben bey dem normalen Typhus erwähnten Nervenmitteln hatten hier nach Umständen Serpentaria, Aether Vitrioli, Moschus in großen Gaben, Castoreum, Oleum Succini rectificatum, geschärftes Blasenpflaster, Einreibungen mit Spirit. vini camphoratus, Spirit. aromaticus, nebst einem Zusatz von Spirit. salis ammoniac. caustic. Statt. Waren alle diese Reizmittel fruchtlos, so blieben oft lauwarne Bäder das einzige Rettungsmittel, und Menschen mit unzählbarem, oscillirendem Pulse, mit äußerst schnellem, kleinem, röchelnden Athemholen, mit hippokratischem Angesichte etc. wurden durch dieselben dem augenscheinlichen Tode entrissen. — Ist aber jener hoffnungslose Zustand durch eine topische Affection bedingt, so ist die Entzündung mit Rücksicht auf das nervöse Stadium nach der Wichtigkeit und Eigenthümlichkeit des ergriffenen Organs zu behandeln. War die Gehirnentzündung mit wildem Rasen, Ausspucken auf die Umstehenden, Wasserscheue etc. verbunden, so wurde der Kranke gegürtet, Blutigel an den Schläfen und hinter den Ohren gesetzt, und innerlich alle Stunde oder zwey Stunden 1—2 Gran Calomel gegeben, bis jene eigenen, grünlichen, specifisch riechenden Stuhlgänge erfolgten. Erfolgte nicht auffallende Linderung, so wurde dem Calomel Ipecacuanha zu kleinen Gaben, später Extractum Hyocyami, und wenn der Puls klein, schwach, zitternd war, Moschus beygesellt, und sämmtliche Hautreize durch Vesicanzien und Meerrettig in größtem Umfange angebracht. blieb auch dieß fruchtlos, so wurden (warum nicht früher?) über den abgeschorenen Kopf kalte, endlich Eisumschläge angewendet. War aber die Gehirnentzündung mit Stupor vergesellschaftet, so wurden Blutigel an die Schläfe gesetzt, und nebst der Valeriana, Arnica, dem Liqueur C. C., dem Moschus, und sämmtlichen Hautreizen, wie oben, Calomel gereicht, aber hier nie kalte Umschläge gebraucht (das Begießen des Kopfes mit Vitrioläther dürfte hier von vorzüglichem Nutzen seyn, so wie Vesicatorien auf den Scheitel gelegt und in Eiterung erhalten). Der Hr. Verf. geht nun auch die Complicirung des Typhus mit Hals- Lungen- und Gärmentzündung durch; nur müssen wir bey ersterer bemerken, daß uns Gurgelwässer ex Ruta, Salvia mit Borax, bey drohenderer Gefahr mit Borax und Chinaextract die vorzüglichsten Dienste geleistet, und daß wir nie die böartige bläuliche, dunkel purpur rothe Entzündung des Rachens und Gaumens gesehen haben.

*Behandlung der Symptome.* Nach dem Hrn. Verf. verdienten in der dießjährigen Epidemie folgende Symptome vorzügliche Rücksicht: 1. der Kopf-

schmerz, 2. Diarrhöe, 3. Meteorismus, 4. Urinverhaltung, 5. Anfliegen. Die vier letztern, von dem wüthenden Kopfschmerz wurde schon oben gehandelt, werden mit Sachkenntniß, und der gewöhnlichen Präcision durchgeföhrt: nur muß Rec. hier erinnern, daß ihm gegen *schwächende* Diarrhöen, besonders bey reizbaren, hysterischen Personen häufig das Opium in kleinen Gaben, oder wo nichts fruchten wollte, die Verbindung des Opiums mit Colomba, gegen hartnäckigen Meteorismus nicht selten mit Senf verstärkter, kalter Sauerteig über den ganzen Bauch gelegt; gegen Urinverhaltung Umschläge von schwacher, warmer Lauge vortreffliche Dienste geleistet haben, und daß er in der diesjährigen Epidemie den Meteorismus eben so oft durch die Vernachlässigung der nöthigen Entleerungen, als in der Epidemie im J. 1805—1806 durch die auflösende, abführende Methode entstehen sah. Rec. glaubt noch zweyer Symptomen, die ihm in der diesjährigen Epidemie öfters vorkamen, und deren Berücksichtigung oft das Wohl des Kranken entschied, erwähnen zu müssen: 1. Häufige Absonderungen wässeriger Urine im *nervösen Stadium*. 2. Nasenbluten. Wenn im nervösen Stadium der hochgefärbte Urin plötzlich blasser, der weingelbe bleich wird, so verdient dieß allein schon die größte Aufmerksamkeit des Arztes; wenn aber die Absonderung blasser und wässeriger Urine sich immer vermehrt, so steht der Kranke bey unbedeutendem Kopfleiden, bey mässigem Fieber, bey aufrechter Muskelkraft in Gefahr von einer nicht mehr zu bezähmenden Raserey, oder von Convulsionen plötzlich weggerafft zu werden, wenn nicht schnellig Vorbeugung geschieht. Liqueur C. C., Moschus etc. innerlich, Assa foetida in Clystieren, und Hautreize aller Art ergreifen hier ihren Platz. Tritt das Nasenbluten mit Verminderung des Gehirnleidens, mit Verminderung des Fiebers etc. ein, was wir dießmal aber nur selten sahen, so überlasse man es der Natur und vermeide alle heftigen Reizmittel. Vermehrt sich aber mit dem Nasenbluten der Taumel des Kopfes, der Schwindel, das Ohrensausen, sinkt die Energie des Blutsystems, so ist alsogleich zur Unterdrückung des blutenden Gefäßes zu schreiten, und der Pfropf durch mehrere Tage zu lassen. Innerlich gaben wir bey dieser Neigung zur Blutung mit ausgezeichnetem Nutzen das haller'sche Sauer mit vielem Wasser verdünnt zum Getränke. — *Prophylaxis*. Der Herr Verfasser empfiehlt hier mit Nachdruck die oxydirtsalzsauren Räucherungen, und glaubt mit Recht, daß sie selbst auf die Behandlung des Typhus einen vortheilhaften Einfluß hatten. Rec. hat nicht nur von den salzsauren und von den Räucherungen mit übersauerem Kochsalze, sondern

auch von den salpetersauren Räucherungen sowohl zur Verhütung weiterer Ansteckung, als zur Bewirkung eines gelindern Verlaufes entschiedenen Nutzen erfahren. Von S. 80—258 folgen nun Krankengeschichten, durch die der Hr. Verf. den Typhus in seinen verschiedenen Formen darzustellen versucht; sie sind gut geschrieben aber es fragt sich ob es nicht manchem Leser angenehmer und räthlicher gewesen wäre, wenn der Hr. Verf. nur die vorzüglichsten derselben ausgehoben, den ziemlich dürftigen Abschnitt von der Prophylaxis, die wir bey diesem gräßlichen Übel gerade für so wichtig, als die Cur selbst halten, erweitert, und der Prognose, die wir bis auf einige hier und da zerstreute Bruchstücke gänzlich vermissen, einen eigenen Abschnitt geschenkt hätte. Unterdessen ist das Buch so reich an gründlicher Erfahrung, daß wir es in den Händen aller Ärzte und vorzüglich derjenigen wünschen, die uns wiederum Werke über den Typhus aufzutischen gedenken.

D— —d.

### Schöne Wissenschaften.

*W. G. Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen*. Herausgegeben von Friedrich Kind. Fünf und zwanzigster Jahrgang. 1815. Leipzig bey J. Fr. Gleditsch. 390 S. in 12.

*Großherzoglich-Hessischer Hofkalender für das Jahr 1815*. Darmstadt bey Heyer und Leske. 347 S. in 12.

*Alpenrosen*, ein Schweitzer-Almanach auf das Jahr 1815. Herausgegeben von Kuhn, Meisner, Wyß u. a. mit Kupfern. Bern, bey J. J. Burgdorfer. Leipzig bey C. Gottl. Schmid. 312 S. 12.

Das erste, nunmehr von Herrn Kind herausgegebene Taschenbuch, wagt es gleich einem Gasthause nicht den Schild, unter welchem es berühmt geworden, zu verändern. Es ist überdieß in diesem Jahrgange mit Beckers Bildnisse und der wohlgerathenen Biographie desselben geziert. Erzählungen verschiedener Art bilden wie gewöhnlich mit Gedichten abwechselnd, seinen Inhalt. Ausgezeichnet ist Freyherrn von Fouqué's Erzählung; der Künstlerbund, dann Herrn Kinds Erzählung *die weiße und rothe Rose*. Sonst enthält der Almanach noch Erzählungen von Langbein, Laun und Schütze, gefällig genug um ein paar Stunden zu verkürzen, ohne einen tiefern Eindruck zurück zu lassen. Unter den zahlreichen Gedichten ist doch der grössere Theil ohne poeti-

schen Werth. Die Kupfer sind mit Sorgfalt gestochen, doch einige, wie gewöhnlich Herrn Rämbergs Erfindungen, zu sehr von Hundsvisionen verunstaltet.

Das zweyte, der groß-herzoglich-hessische Hofkalender, auch das rheinische Taschenbuch betitelt, zeichnet sich auch in diesem Jahrgange durch die seltene Schönheit der landschaftlichen Kupferstiche von Hrn. *Haldenwang* aus. Auch die historischen Kupferstiche von Hrn. *Schwerdgeburth* sind im Vergleich mit den Kupferstichen anderer diesjähriger Almanache vorzüglich zu nennen. Dieses Taschenbuch enthält ausser dem Kalender, der Kupfererklärung, der Genealogie des Großherzoglich-hessischen Hauses, drey historische Aufsätze: Wilhelm V. der Beständige, Landgraf von Hessenkassel, von *K. W. Justi*, Geschichte der Königin Philippe von England, Gemahlinn Eduard des dritten, von *Cäcilie*, endlich der Heilige Suibert, von *Joh. Suib. Seibertz*, welche kein Leser ohne Befriedigung aus der Hand legen wird. Es folgen sodann kleine Romane und Erzählungen: *Die Stiefschwestern*, ein Märchen von *Weisser*. In dem bekannten Märchentone des Verfs. wird hier dem Leser manche Albernheit aufgetischt, wovon er schwerlich mit Behagen geniessen wird. Mit Vergnügen haben wir zugleich gesehen, daß Herr *Weisser* sich bereits über einige in dieser Lit. Zeit. empfangene Zurechtweisungen erbofst zeigt. Möge der Arger, der ihm jetzt in's Geblüt trat, späterhin glücklichere Wirkungen hervorbringen, und ihn wenigstens zu einiger Originalität in Ausserung desselben electerisiren, woran er immer noch Mangel leidet. *Der arme Teufel*, ein Schwank von *St. Schütze*, ist komisch und tragisch zugleich, das Leben und endliche ewige Loos eines so genannten armen Teufels darstellend, der vor Schwäche des Gemüths zu keiner edeln Handlung gelangen kann, und nachgebend sündigt. Die beyden Erzählungen: *die Entführung*, eine russische Novelle von *Reinbeck*, dann *der Schwiegersohn*, von *Aug. Lafontaine*, lesen sich ganz angenehm zu Ende, obgleich sie weder durch ausgezeichneten Geist des Vortrags noch durch glückliche Erfindung einen ehrenvollen Platz unter den tausenden kleinen Erzählungen und Romännen unserer Tage sich verdienen. Sie gleichen vielmehr in einiger Hinsicht dem ihnen vorlaufenden *armen Teufel*, den Hr. *Schütze* weder zur Erlangung des Himmels noch der Hölle hinlänglich geeignet findet.

Die Alpenrosen, durch Kupferstiche mancherley Art angenehm ausgestattet, streben auch in diesem Jahrgange nicht hinter den vorigen weder an Inhalt noch äusserem Schmucke zurück zu bleiben. Die Zahl einfacher zartgedachter Lieder ist in demselben groß, und wechselt mit den prosai-

schen Aufsätzen, welche theils beschreibend, theils sehr angenehme Erzählungen sind, zu welchen der Leser oft und gern zurückkehren wird. Vorzüglich ausgezeichnet ist *der Ring von Hallwyl*, eine Erzählung aus dem dreyzehnten Jahrhunderte, von einer ungenannten Verfasserinn, mitgetheilt von Frau *E. Hurmes*, geb. v. *Oppel*, dann die gefangenen Schweitzerknaben, von *J. R. Wyss d. j.* Die in diesem Jahrgange fortgesetzten schweizerischen Sittenzüge, Anekdoten und Volkssagen sind sehr interessant, und tragen dazu bey, das Taschenbuch über die gewöhnliche Lectüre dieser Gattung zu erheben.

### Philologie.

*Platonis opera.* Ex recensione Henrici Stephani passim emendata adjectis scholiis et nott. critt. edidit *Christ. Dan. Beck.* T. I. Lips. sumtibus et typis *Caroli Tauchnitzii*, 1815. XVI und 274 S. in 12.

Eines der wesentlichsten Bedürfnisse der philologischen nicht allein, sondern auch der philosophischen Literatur war bisher eine correcte und wohlfeile Handausgabe der sämtlichen Werke des Platon, ein Bedürfnis, das um so dringender wurde, so mehr man sich von verschiedenen Seiten her beefferte, das Studium dieses einzigen Genius, dessen wunderbares Janushaupt in die mythische Urwelt und die historische Nachwelt zugleich hinblickt, wieder zu beleben, und den Platonismus, diese eigentliche und darum unvergängliche Philosophie, siegreich zu machen. Die gelehrte Welt muß es daher dem um die alte Literatur höchst verdienten Herrn Hofr. und Prof. *Beck* in Leipzig Dank wissen, daß er sich bey seinen so vielen und verschiedenartigen gelehrten Arbeiten der Herausgabe der sämtlichen Werke des Platon unterzogen hat; denn von seiner Gelehrsamkeit und Belesenheit kann man erwarten, daß er, wenn er auch die Platonischen Werke nicht zum besonderen Studium gemacht haben sollte, doch alles sorgfältig benutzen und prüfen werde, was exegetisch und kritisch brauchbares über die Werke dieses Philosophen geschrieben worden ist. Auch werden wir in dieser Erwartung nicht getäuscht. Die Ausgabe ist nicht bloß correcter Abdruck der Stephanischen Recension, sondern enthält auch, ob sie sich gleich an die Reihe der im Tauchnitzischen Verlag erschienenen kleinen Handausgaben der alten Classiker anschließt, fast alles, was zu einer vollständigen Ausgabe gehört: zuerst ein Verzeichniß der Ausgaben und

benutzten Hülfsmittel; dann das Leben des Platon von Olympiodoros und des Albinos *εἰσαγωγή εἰς τοὺς Πλάτωνος διαλόγους*; darauf folgt der Text vom Euthyphron, von der Apologie, vom Kriton, Phaeton, Theages, den Erasten und vom Theaetetus; hinter dem Texte stehen die bisher in verschiedenen Werken und Ausgaben zerstreut gewesenen Scholien, und den Beschluß machen die Animadversiones über den Text und die Scholien. Auch diese Anmerkungen sind vollständiger, als sie in den andern zur Leipziger Sammlung der Classiker gehörigen Ausgaben zu seyn pflegen; denn nicht nur hat der Verfasser in ihnen Rechen-schaft gegeben von den Veränderungen des Textes, die er nach dem Vorgange anderer oder auch selbst gemacht hat, sondern auch die bedeutenderen Lesarten und Vermuthungen, vorzüglich die des Stephanus, angeführt. Bey allen diesen Vorzügen aber vermissen wir das, was wir bey der Bearbeitung eines Schriftstellers für das wesentlichste halten: vertraute Bekanntschaft mit dem Geiste und der Sprache des Schriftstellers, und eigenes, selbstständiges Urtheil. Weder das eine, noch das andere finden wir in der Beckischen Bearbeitung des Platon, vielmehr nehmen wir wahr, daß sich der Herausgeber noch keine bestimmten Grundsätze in der Kritik der Platonischen Werke gebildet hatte; daher er, ohne Haltungspunct in sich selbst und ohne sichern Maßstab der Beurtheilung, sehr häufig ungewiß schwankt und nicht selten gerade das Falsche ergreift, wenn ihn die Celebrität eines Kritikers blendet, dessen Autorität er nicht den Muth hat, sich entgegenzusetzen. Belege werden dieses darthun; wir wählen dazu die drey ersten Gespräche, und haben bey der ausführlicheren Prüfung der vom Herrn Beck aufgenommenen Lesarten nicht allein den Zweck, unser obengefälltes Urtheil zu beweisen, sondern auch, abgesehen von der Beckischen Bearbeitung, die Kritik der Platonischen Werke zu fördern.

*Enthyphr.* S. 17 Z. 5 hat Beck mit Wolf geschrieben *ὁρθῶς γὰρ ἐστὶ, τῶν νέων πρῶτον ἐπιμεληθῆναι*, was unrichtig ist; denn *ὁρθῶς* (nämlich *ἀρχεῖσθαι*, s. *Heusd. Specim. crit. in Plat.* S. 619, und *Matthiae* griech. Gramm. S. 427. not. Vergleich. *Hipparch.* S. 227. C. *Polit.* I, 15. S. 339. C.) steht für sich, also nicht in unmittelbarer Verbindung mit *ἐστὶ*, dieses Zeitwort aber in unmittelbarer Verbindung mit dem Folgenden: *τῶν νέων πρῶτον ἐπιμεληθῆναι*; denn recht Beginnen ist Sorge tragen. Auch Schleiermacher hat falsch übersetzt: „denn ganz recht ist es, zuerst für die Jugend zu sorgen,“ u. s. w. Das Zeitwort ist ferner hier nicht selbstständiges Verbum (dann wäre *ἐστὶ* richtig), sondern Copula; daher es so accentuirt werden muß: *ὁρθῶς γὰρ ἐστὶ*. Der nachfolgende

Definitiv *ἐπιμεληθῆναι* steht, wie gewöhnlich, absolut und ohne Artikel; so Phaeton S. 266 Fisch.: *εἶναι τοῦτο τεθνήσκει*. — S. 19 ἢ δὴ λα δὴ hat Beck nach Fischer und Wolf aufgenommen, die Ausgaben und Handschriften (auch Ficinus) lesen aber ἢ, was einzig richtig ist; denn nach einer Frage wird ἢ (*an, oder*) so gesetzt: *oder versteht es sich von selbst, daß der von deinem Vater getödtete einer von deinen Angehörigen war*. Darum muß auch nach ἢ δὴ λα δὴ u. s. f. ein Fragezeichen gesetzt werden. Fast überall hat der Herausgeber hierin geirrt, wie Erast S. 217. 4. — S. 20 Z. 14 *ὀπη ἐχῆ*. Ein seltsames Mißverständniß hat den Herausgeber verleitet, das grammatisch unrichtige *ἐχῆ* der älteren Ausgaben statt des aus dem Stobäos und der Tübinger Handschrift von Fischern hergestellten *ἐχει* wieder zurückzurufen. Die Verbindung erfordert *ἐχει*. Herr Beck meint, *ἐχῆ* und *ἐχει* seyen nur dem Dialekte nach verschieden; er hat also *ἐχῆ* für die zweyte Person des Medii gehalten, welche im attischen Dialekte bekanntlich die Endung *εἶ*, im gewöhnlichen aber ἦ hat; und so führte er auch *ἦγεῖ, ἐκπλαγήσει, διηγῆσει* u. a. als attische Formationen an. Wie konnte er, wenn er auch nur Fischers Anmerkungen beachtete, an der Richtigkeit von *ἐχει* zweifeln, und das Activum mit dem Medium verwechseln? Z. 17 hat er die alte Lesart *ἄν μοι ὄφελος* noch beybehalten, ob ihm gleich Heusde's Verbesserung *ἄν μόν ὄφελος* bekannt war. Ohne Zweifel aber muß *ἄν ἐμοῦ ὄφελος* gelesen werden; denn das Pronomen hat eine zu vorwaltende Bedeutung, als daß es enklitisch stehen könnte. So Laches S. 175. B. *εἴ τι ἐμοῦ ὄφελος ἦν πρὸς τὸ καλῶς εἰτεῖν*. — S. 21 Z. 6 hinter *δίκης* muß das Comma wegfallen; denn *μηδέ* gehört sowohl zu *ἀφῆ* als zu *γράφεται*. — S. 24 Z. 11 sind die Worte *εἴρηται γάρ* offenbar aus dem Folgenden entstanden; zu *δοκῶ* wurde supplirt *εὖ εἰρησθαι*, und dieses durch das folgende *εἴρηται γάρ* verdrängt. Wir bedürfen auf diese Weise der Versetzung der Worte nicht, welche Heusde vorgeschlagen hat. — S. 26 von unten, muß gelesen werden *ταυτὰ γε ταυτὰ, eben dasselbe*, statt *ταυτὰ γε ταυτὰ*. — S. 29. 1. v. u. steht noch das fehlerhafte ἢ οὐ der Stephan. Forster und Zweybr. Ausgabe statt ἢ οὐ (*anon*), das die alten Ausgaben und Handschriften bestätigen. — S. 30. 4 der Herausgeber wieder das fehlerhafte *ἀλλ' ὅτι φιλεῖται* stehen lassen, da doch *ἀλλά* auf keine Weise zu vertheidigen, (Fischers Bemühen, es zu rechtfertigen, darf uns nicht irren), und *ἀλλ' ὅτι* offenbar aus *ἄλλο τι*, der Platonischen Frageformel, entstanden ist; beydes finden wir überdiß in den Handschriften sehr häufig verwechselt, s. *Bast* zum Platon. Gastm. S. 140 und *Heindorf* z. Theaetet. S. 441. — S. 32 Z. 9. Der Verf. hat die gewöhnliche Lesart aufgenom-

men, ohne in den Anmerkungen etwas zu erinnern; betrachten wir aber die Stelle genauer, so zeigt es sich, daß das Zeitwort *δείξει* den Zusammenhang und die grammatische Verbindung der Worte stört. In der Florentiner Handschrift fehlt *δείξει* (s. *Observat. Miscell. V. II. T. II. S. 271*), und mit Recht stimmt Schleiermacher für dessen Anlassung. *ὅπως ἂν* heist *darin*, *daß* („ich will dir beyn Unterrichte behülflich seyn, dir dieses Geschäft erleichtern“), und zeigt zugleich die Absicht an (*damit*, *aufdaß*); letztere Bedeutung hat es vornehmlich in Beziehung auf das nachfolgende *καὶ μὴ προαποκάμης*. So *Xenoph. Anabas. VII. 1. 5*: *καὶ κέλευε Ξενοφῶντα συμπροσθυμεῖσθαι, ὅπως διαβῆ τὸ κράτευμα* (bey der Ueberfahrt des Heer's behülflich zu seyn; zugleich mit dem Nebenbegriffe: behülflich seyn, *damit* das Heer überfahren könnte). Leicht wäre es, *δείξει* in *δείξας* zu verwandeln (s. *Ast's* Zeitschrift für Wiss. und Kunst, I. B. 2. H. S. 97); aber *ὅπως ἂν* mit dem Coniunctiv heist: *wie nur immer*; was in den Zusammenhang dann nicht passen würde. — S. 36 Z. 20. Die Partikel *ὡς* fehlt in der Tübinger und Zittauer Handschrift (s. *Rudolph* in *Becks* Commentar. Societ. philolog. Lips. V. III. P. I. S. 136), und mehrere (wie *Bast* im kritischen Vers. z. *Plat. Gastm. S. 128* und *Schäfer* zum *Gregor. Corinth. S. 531*) haben es mit Recht für verdächtig gehalten. *Bast* will, da in der Wiener Handschrift Nr. 89 *αἶ* vor *διδάξει* fehlt, *ὡς* und *εἶ* ausstreichen, und so lesen: *ἀλλὰ γὰρ οὐ πρόθυμός με διδάξει δήλος εἶ*; dann aber könnte bey *πρόθυμός* das Participium *ὦν* nicht fehlen. *Schäfer* will bloß *ὡς* vertilgt wissen; *ἀλλὰ γὰρ οὐ πρόθυμός με εἶ διδάξει, δήλος εἶ*, und führt des *Aristophanes Lysistr. V. 919* an: *ἦ τοι γυνὴ φιλεῖ με, δήλη ἴστιν καλῶς*. *Rec.* hält dafür, daß *ὡς* — *εἶ* nur grammatische Auflösung des *ὦν* ist, die Stelle demnach so gelesen werden müsse: *ἀλλὰ γὰρ οὐ πρόθυμός με ὦν διδάξει δήλος εἶ*. — S. 36 Z. 6 v. u. ist unzweifelhaft *τὸν δέ*, das die Tübinger Handschrift darbietet, das einzig richtige. —

*Apologie. S. 40, 10.* Statt *χρῆν*, was der Herausgeber, ohne die Variante anzumerken, angenommen hat, muß man ohne Zweifel nach *Bas. 2.* *χρή* lesen; denn die Attiker pflegen da, wo sie etwas allgemeines (also nicht bloß für die Vergangenheit gültiges) anführen, oder gleichsam in der Person eines andern reden, auch wenn das Praeteritum vorbergeht, das Präsens zu setzen. So *Enthyphr. c. 4*: *πέμπει* (was hier statt des Praeteriti steht) *δεῦρο ἄνδρα πεινόμενον τοῦ ἐζηγητοῦ, ὃ τι χρῆ* (nicht: was zu machen wäre, sondern: was, in solchen Fällen nämlich, zu machen sey) *ποιεῖν. Cap. 10*: *πρὶν τὸν ξυνδήσαντα παρὰ τῶν ἐξηγητῶν πε-*

*ρὶ αὐτοῦ πυνθῆσαι, τί χρῆ ποιεῖν. Apolog. c. 6. S. 84.* *Fisch.* *καὶ πολλὸν μὲν χρόνον ἠπόρουν, τί ποτε λέγει*, wo *Fischer* unrichtig behauptet, die Folge der Zeiten erfordern *λέγοι*. S. *Heindorf. z. Protag. S. 504 ff.* Noch bestimmter tritt in unserer Stelle der Begriff des Allgemeingültigen hervor. — *Das. Z. 15.* Ohne Zweifel muß statt *ὕμεις δέ μου* gelesen werden *ὕμεις δ' ἐμοῦ*, weil dieses Pronomen, dem vorhergehenden *οὔτοι* entgegenstehend, einen bestimmten Nachdruck hat; daher es nicht enklitisch seyn kann. Eben so liest *D. Chrysostom. adv. op-pugn. vitae monast. III, 10. T. I. S. 96. A. ed. Montfauc.*; eine Stelle, die dem fleißigen Sammler *Fischer* entgangen ist. — S. 42 Z. 22 hätte die Verbesserung von *Vigerus z. Enseb. Praep. Evang. IV. 224 S. 20 Anm.* *πάντων ἀπορώτατοι* für *πάντες*, da sie sich so sehr empfiehlt, wenigstens eine Erwähnung verdient; doch scheint auch der fleißige *Fischer* sie nicht gekannt zu haben. — S. 43 Z. 1. Die Stelle ist, wie in den bisherigen Ausgaben (die *Wolfsche* ausgenommen) falsch interpungirt; denn *μήπως* — *φεύγομαι* hängt nicht, wie *Fischer, Jacobs* (im *Sokrates S. 127*) und *Beck* meinen, mit dem vorhergehenden zusammen (dann müßten nämlich *μήπως ne* bedeuten und der Coniunctiv nachfolgen), sondern setzt für sich: *nie möchte ich vom Melitos eines solchen Vergehens beschuldigt werden, daß ich nämlich, um mich zu rechtfertigen, etwas herabsetzen und verachten müßte, was ich für weise und gerecht halte.* *Ficinus* hat *μήπως* mit dem Optativ richtig gefaßt, wenn er übersetzt: „*absit, ut tanti criminis reus a Melito accuser, ut praec timore haec negem.*“ — S. 46 Z. 16. Der attische Sprachgebrauch fordert *σορυβῆτε*, nicht *σορυβήτε* (s. *Brunch. z. Aristoph. Lysistr. 1036. Sophocl. Oedip. Colon. 731. Electr. 71. 1275. Ai. 191* und *Bast* zu *Gregor. Corinth. ind. S. 1005*), wie auch *Wolf* geschrieben hat. Die Worte *ἔπερ λέγω* erklärt *Beck* mit *Wolf* so: *ne tumultuamini propter id quod dicam*; aber mit Recht hat schon *Stephanus* erinnert, daß *ἔπερ λέγω* die gewöhnliche Formel ist, welche die Wiederholung des schon gesagten anzeigt; also beziehen sich diese Worte, wie auch *Fischer* bemerkt hat, auf das vorhergehende: *καὶ μοι — μὴ σορυβήσητε, μηδ' ἂν* (so nämlich muß mit *Wolf* gelesen werden statt *μηδὲν ἂν*) *δόξω τι ὑμῖν μέγα λέγειν.* Wie sollte auch *σορυβῆτε* mit *ἔπερ λέγω* unmittelbar verbunden werden können? Es müßte doch wohl *τούτου ἐνεκα* (wie c. 1. S. 71. *Fisch.*) oder *ἐπὶ τούτω* (wie c. 18. S. 117) dabey stehen; und dann würde *ἔπερ λέγω* ohne Zweifel dem Zeitworte *σορυβῆτε* nachgesetzt seyn. —

(Der Beschluss folgt.)

## Allgemeine Literaturzeitung.

N<sup>ro</sup>. 100.

Freitag, den 16. December

1814.

## Philologie.

*Platonis opera. Ex recensione Henrici Stephani  
passim emendata adjectis scholiis et not. crit.  
edidit Christ. Dan. Beck etc. (Beschluß.)*

Seite 48 Zeile 6. Über die Worte *ἴνα μοί καὶ ἀνέλεγκτος ἢ μαντεία γένοιτο* sind die Ausleger ganz verschiedener Meinung; einige halten sie für verderbt, wie Stephanus, Vofs u. a., andere für ächt, wie Fischer und Beck. Ficinus, welcher so übersetzt: „quo a me oraculum adeo probaretur, ut redargui ultra non posset“, hat offenbar die Schwierigkeit in den Worten *ἀνέλεγκτος γένοιτο* ausweichen wollen. Fischer stützt sich auf den Suidas, der *ἀνέλεγκτον* erklärt durch *τὸ μὴ δυνατόν ἐλεγχθῆναι*; eben so erklären die älteren Lexica, mit Beziehung auf unsere Stelle, *ἀνέλεγκτος* durch *confessus, manifestus* u. a.; und in eben diesem Sinne hat es ohne Zweifel Beck gefasst, wenn er sagt: *vulgatum series orationis tuetur*. Doch steht aber der Zusammenhang der ganzen Stelle nicht allein, sondern auch der Sprachgebrauch der gewöhnlichen Lesart entgegen; denn offenbar will Sokrates nicht sagen: ich will erzählen, wie ich mich bemühte, um den Orakelspruch unwiderlegbar zu machen, sondern: wie ich mich bemühte, den Orakelspruch zu widerlegen. Denn eben so heisst es Kap. 6 *ἦλθον ἐπὶ τινά* (so wird richtiger accentuirt statt *ἐπὶ τινά*) *τῶν δοκούντων σοφῶν εἶναι, ὡς ἐνταῦθα, εἰπερ πον, ἐλ ἐγξων τὸ μαντεῖον, καὶ ἀποφανῶν τῷ χρησμῷ, ὅτι οὗτός γέ μου σοφώτερος*. Ferner ist dem Platonischen Sprachgebrauche zu Folge *ἀνέλεγκτον* nicht *δ* *οὐ δύναται ἐλεγχθῆναι*, sondern *δ* *οὐκ ἐλέγχεται*, quod non probatur s. refellitur. So Gorgias S. 467. A: *εἰ δέ με εἴσεις ἀνέλεγκτον*, d. i., *εἰ δέ με οὐκ ἐξελέγξεις*. S. 482. B: *εἰ τοῦτο εἴσεις ἀνέλεγκτον*, d. i., *εἰ τοῦτο οὐκ ἐξελέγξεις*. Vergl. Sophist. 230. D. Theaetet. 154. D. Daher ist *ἀνέλεγκτον γίγνεσθαι* so viel als *οὐκ ἐξελέγχεσθαι*, nicht geprüft und widerlegt werden, wie Philob. 41. B:

Zwölftes Heft.

*τοῦτο δὲ τὸ δόγμα, ἕως ἂν κήται παρ ἡμῶν, ἀδύνατον ἀνέλεγκτον δήπου γίγνεσθαι*. Aus diesen Gründen hält auch Rec. die gewöhnliche Lesart für fehlerhaft, und glaubt mit H. Stephanus, das die Partikel *μή* ausgefallen sey: *um den Orakelspruch nicht ungeprüft zu lassen, um ihn zu widerlegen*. Die Partikel *καὶ* könnte stehen bleiben; es wäre nämlich, welche Bedeutung es so häufig hat; doch stört es hier den Zusammenhang, und scheint aus der ersten Sylbe des Wortes *ἀνέλεγκτος* entstanden zu seyn. — S. 49 Z. 23 hat Beck nach Heindorfs und Jacobs Vorgange Wolfs Verbesserung *καὶ φαίνεται τοῦτ' οὐ λέγειν τὸν Σωκράτην* statt *τοῦτου* zu voreilig in den Text aufgenommen, obgleich auch Schleiermacher sie befolgt hat, und Hermann (in Mus. antiquit. Stud. V. I. Fasc. I. V. 149) ihr beypflichtet. Der Sinn dieser Verbesserung ist wohl nicht unpassend („ac videtur is non de Socrate hoc dicere, quod dicit, sed usus tantum esse meo nomine, me aliis exemplis proponens“, Wolf. Miscell. literar. S. 100). doch scheint Recn. der Zusammenhang der Stelle sie nicht zu begünstigen. Zweyerley nämlich will Sokrates in jenem Orakelspruche, der ihn für den Weisesten erklärte, auseinander setzen; erstens den Sinn desselben (der Weiseste ist der, welcher die Nichtigkeit des menschlichen Wissens erkennt), und dann, warum das Orakel ihn namentlich angeführt habe. Der Sinn der Worte von *καὶ φαίνεται* cet. ist daher: „was aber dies betrifft, das das Orakel mich als den weisesten Mann namentlich angeführt hat, so ging seine Absicht dahin, mich als Beyspiel den übrigen Menschen aufzustellen, so als wollte er sagen: derjenige unter den Menschen ist der weiseste Mann, der, so wie Sokrates, die Nichtigkeit des menschlichen Wissens erkennt.“ Wir sind daher geneigt, die Lesart der zweyten Basler Ausgabe und der Zittauer Handschrift (s. Rudolph. in Becks Comment. Societ. philol. Lips. V. IV. P. 1. S. 69.) *τοῦτον* für die wahre zu halten, welche Meibomius für die richtige erklärte. *τοῦτον* ist *δεικτικῶς* gesetzt für *ἐμὲ* (s. Stephanus de dialect. S. 174): *das Orakel*

nennt zwar dem Anscheine nach mich, den Sokrates (und erklärt mich für den Weisesten), bedient sich aber nur meines Namens, um mich als Beyspiel aufzustellen, d. h., wenn es mich nennt, so meint es mich nicht wirklich (erklärt es mich nicht eigentlich für den Weisesten), sondern stellt mich nur als Beyspiel auf u. s. w. S. *Ast's* Zeitschr. f. Wiss. und Kunst, I. B. 2. Heft, S. 104. Nach der Wolfischen Verbesserung τούτ' οὐ sollte man auch die Partikel ἀλλά, nicht δέ, im Nachsatze erwarten. — S. 51 Z. 10 muß zuverlässig für τοῖς αὐτοῖς gelesen werden τούτοις αὐτοῖς, dadurch eben; wie Euthyphr. c. 12: τούτων αὐτῶν ἕνεκα, deswegen eben u. a. — S. 52 Z. 2 hat Beck mit Wolf nach Bas. 2. ἐπιδείξαι statt ὑποδείξαι aufgenommen, mit der Bemerkung „nam Socrates id plane demonstraturus erat“; aber ἐπιδείξαι, zeigen, das überdies oft den Nebenbegriff der ἐπίδειξις (ostentatio) hat, ist hier nicht passend. Wir halten ἀποδείξαι, beweisen, das dem Platonischen Sprachgebrauche und dem Zusammenhange der Stelle am meisten entspricht, für das richtige; s. ed Norimb. 1591. u. das Rudinger S. 225. — Ehend. Z. 4 ist ohne Zweifel so zu schreiben: Ἰσι δὴ νῦν εἰπέ τούτοις, s. *Ast* Animadv. in Plat. Legg. S. 25. — S. 54 Z. 20. Die alten Ausgaben schreiben richtig ἢ δῆλον ὅτι, wofür nach Stephanus Beyspiele die neueren Herausgeber (auch Wolf und Beck) ἢ δῆλον ὅτι aufgenommen haben, was wir für unrichtig halten; s. oben zu Euthyphr. S. 19. — S. 56 Z. 18 ist Beck der Stephanischen und Fischerschen Lesart ὡς ὠκνησας gefolgt, da doch ὡς ὠκνησας nicht blofs die Autorität der alten Ausgaben und der Handschriften (s. *Rudolph*. in Becks Comment. V. IV. P. I. S. 76 ff.) für sich hat, sondern auch den passendsten Sinn gewährt. Wie matt ist ὡς ὠκνησας: wie hast du gezögert, das du mit Mühe von diesen gezwungen antwortetest! gegen das andere ὡς ὠκνησας, das man nur nicht so verstehen muß, wie Fischer und andere es gefaßt haben. Es wird nämlich sehr häufig absolute gesetzt und von dem gebraucht, der einem andern etwas zum Vortheil, zu Gunsten oder zur Freude thut, der einem andern einen Gefallen erzeigt; also können wir ὡς ὠκνησας nur so ausdrücken: wie erfreust du mich, oder: wie schön, das du u. s. w. So Hippias min. 373. A: ὡσπερ δὲ ἄρτι εἰ θέλεις μοι ἀποκρίνεσθαι, πάντ' ὠνήσεις (nicht wie Schleiermacher übersetzt: „du wirst — Nutzen schaffen“, sondern: du wirst mich erfreuen, oder: mir einen Gefallen thun) οἶμαι δὲ οὐδ' αὐτὸν σε βλάβησεσθαι. *Lucian*. dialog. deor. XXVI, 1: ὠκνησας δείξας τὰ γνωρίσματα (du hast mir einen Gefallen gethan, das du mir die Kennzeichen angabst). *Hermot.* §. 59: ὡς ὀλισθηρὸς εἶ, ὡς Ἐρμότιμῃ, καὶ διαδιδράσκεις ἐκ τῶν χειρῶν, πλὴν ἀλλ' ὠκνησας γε οἴομαι γὰρ ἀκπεφυγέναι, εἰς τὸν αὐτὸν κύρτον ἐμπέτρι-

νας. So wie das Activum ὠκνησι, auch ohne Verbindung mit einem Pronomen (die angeführten Beyspiele widerlegen Fischers Meinung, das ὠκνησας ein Pronomen erfordere), die Bedeutung hat: erfreuen, einen Gefallen thun, so heißt ὠκνησαι, ich erfreue mich, d. h., ich genieße, wie in Eurip. Hecab. 991: ὠκνησας τοῦ παρόντος. Helen. 650. *Simonid.* LIII, 2. *Antholog.* T. I. S. 70. das. *Jacobs* Animadv. T. I. S. 258. — S. 64 Z. 4 hat Beck mit Fischer u. a. vor τῷ ὄντι μαχοῦμενον den Artikel τὸν eingesetzt, von welchem die älteren Ausgaben und die Handschriften nichts wissen; auch ist er keineswegs nothwendig; denn der Satz ist allgemein ausgedrückt, so, das man sich das unbestimmte Fürwort man als Subject von μαχοῦμενον und μέλλει denken muß: ein bisher noch nicht beachteter Sprachgebrauch, der aber durch sehr viele Beyspiele bestätigt wird, s. *Ast* zu Plat. Legg. S. 40. Nur eines von den vielen daselbst angeführten Beyspielen wird hinreichen, die Sache außer Zweifel zu setzen. Legg. III, 8. S. 688. B. heißt es: ὅτι δὴ φημι εὐχὴ χρῆσθαι σφαλερὸν εἶναι τοῦ μὴ κεκτημένου (wenn man nicht verständig ist). — S. 67 Z. 22 steht ὃν ξυνίσασι; den Anmerkungen zu Folge sollte es ὅτι ξυνίσασι heißen. — S. 69 Z. 4 halten wir dafür, das nach νῆ Δία interpungirt werden sollte, weil sich μέντοι auf μάλιστα πάντων (so nämlich muß statt μάλιστα πάντως ohne allen Zweifel gelesen werden) bezieht; μέντοι ist das affirmative nämlich, wie *Parmen.* 161. A. *Lys.* 222. B. u. a. — S. 70 Z. 20 finden wir wieder ἢ δῆλον, da doch die älteren Ausgaben richtig ἢ δῆλον lesen. Weiter unten hat Beck mit Wolf geschrieben ὅτι μαθῶν, quoniam; der Sinn erfordert aber das, das also muß es ὅτι μαθῶν heißen, wie die alten Ausgaben und die Handschriften lesen, s. *Ast's* Zeitschrift für Wiss. und Kunst, 1. B. 2. H. 105 ff. μαθῶν ist mit Wissen und Willen, also geflissentlich, vorsätzlich. — S. 72 Z. 14 ist das fehlerhafte δὴ νῦν beybehalten. — S. 74 Z. 13. Der Sinn erfordert τῷ μὴ ἐθέλειν λέγειν, wie auch *Ficinus* übersetzt hat: certe ob paupertatem damnatus sum non verborum quidem, sed audaciae atque impudentiae, et quia talia apud nos dicere nolui, qualia vobis auditu gratissima contigissent.“ *Ἀπορία* τοῦ μὴ ἐθέλειν λέγειν könnte man nur durch den pleonastischen Sprachgebrauch der Griechen rechtfertigen, nach welchem sehr häufig das, was das Substantiv schon anzeigt, noch besonders, und zwar bestimmter, durch ein hinzugefügtes Zeitwort ausgedrückt wird: dadurch, das es mir am Vermögen und Willen fehlt (ἀπορία), so das ich mich nicht entschließen kann (μὴ ἐθέλειν) u. s. w. S. *Ast* zu Plat. Legg. S. 82. — S. 78 Z. 11. In dem Participium ἀντιπαραβάλλοντι bleibt, nicht nur, weil es ohne alle Verbindung mit dem Vorhergehenden steht,

sondern auch wegen des nachfolgenden οὐκ ἂν ἀηδὲς εἶη, immer eine Härte. Sollte es für ἀντιπαρβαλλεῖν stehen, so wäre es vom folgenden ἀηδὲς εἶη abhängig; und wohl schwerlich würde sich ein Beyspiel von ähnlicher Structur finden lassen; folgen wir dagegen der Lesart der Aldiner Ausgabe ἀηδὲς (Cod. Zittav. ἀηδὲς), so steht alles in der schönsten Verbindung; der Satz ἀντιπαρβαλλόντι — ἀηδὲς εἶη ist dann weitere Erklärung des Vorhergehenden; daher muß vor ἀντιπαρβαλλόντι eine erklärende Partikel hinzugefügt werden, die in solchen Fällen immer ausgelassen wird; ἀντιπαρβαλλόντι bezieht sich dann auf das obige ἐπιγε καὶ αὐτῷ und ἀηδὲς auf ἡ διατριβή zurück: „denn (oder nämlich), wenn ich mein Leiden mit dem andern vergleichen könnte, so würde mir, wie ich glaube, der dortige Aufenthalt nicht unerfreulich seyn, d. h., denn eben dieses, mein Leiden mit dem andern zu vergleichen, würde mir den dortigen Aufenthalt so erfreulich machen.“ Jacobs im Sokr. S. 151 fühlte wohl dasselbe; wenn er aber sagt: „man möchte nach diesem Participle die Zusage einer Conjunction, γάρ oder δέ, wünschen“, so entging ihm der Platonische Sprachgebrauch, wie dem großen Stephanus, der fast in allen Platonischen Stellen, wo die erklärende Partikel hinzugefügt werden muß, γάρ oder eine andere Partikel einsetzen wollte; s. Ast zu Plat. Polit. S. 409, 492, 544, 553, 587, 634, und zu Legg. S. 22, 47.

Kriton. S. 82 Z. 4 hat Beck die gewöhnliche Lesart οὐδεμία συμφορά ἐστὶν ἄλλη beybehalten, die er mit Morgenstern so erklärt: „nulla est (superest mihi) alia calamitas, d. i., longe gravissima est haec calamitas.“ Auf ähnliche Weise hat Jacobs im Sokrates S. 93 die Stelle gefaßt, indem er dabey anmerkt „lebhafter Ausdruck für das höchste Unglück, in Vergleichung mit dem jedes folgende unbedeutend erscheint.“ Aber unbegreiflich ist es, wie man diesen Sinn erkünsteln konnte, der in den griechischen Worten, die nur so viel sagen können: mir wiederfährt kein anderes Unglück, gar nicht liegt, da überdiß das Nachfolgende einen ganz andern Sinn im Vorhergehenden voraussetzt. Kriton redet nämlich einmal von dem schmerzlichen Verluste eines unersetzlichen Freundes, der ihn mit dem Tode des Sokrates treffen würde, und dann von dem Schimpfe, seinen Freund nicht gerettet zu haben; also sind es mehrere Unfälle, die ihn mit Sokrates Tode zugleich treffen werden. Darum muß ohne Zweifel im Vorhergehenden μία συμφορά darauf bezogen werden, das den Kriton durch des Sokrates Tod ein doppelter Unfall treffen werde, wie auch Ficinus übersetzt: „Mibi enim, si tu obieris, non una tantum calamitas imminet sed praeter id“ u. s. w. Mehrere Kritiker stimmten daher dafür, οὐδὲ in οὐ zu verwandeln, und ἄλλη

auszustreichen. Letzteres hat, da ἀλλὰ darauf folgt, mit dem es leicht verwechselt werden konnte, keine Schwierigkeit, aber für οὐδὲ bloß οὐ zu schreiben, dürfte der bedächtiger Kritiker wohl nicht billigen können (obgleich die Biesterisch-Buttmannische Ausgabe οὐ μία συμφορά ἐστὶν ἄλλὰ u. s. w. unbedenklich aufgenommen hat). Dazu kommt, daß οὐ vor μία etwas matt ist, da der Zusammenhang eine stärkere Negative erfordert. In beyden Hinsichten würde sich οὐτι für οὐδὲ gar sehr empfehlen; aus οὐτι μία konnte sehr leicht das bekanntere οὐδεμία entstehen, und οὐτι (nicht etwa, keineswegs) ist zugleich die stärkere Negation: nicht etwa ein einfaches Unglück trifft mich, wenn du stirbst, sondern u. s. w. In den gleich darauf folgenden Worten ist die gewöhnliche Lesart χωρὶς μὲν σοῦ ἐστερηθεῖσθαι eben so unrichtig, als die von Salier empfohlene, und von Buttmann und Jacobs angenommene χωρὶς μὲν τοῦ ἐστερηθεῖσθαι. Die Sprache erfordert χωρὶς μὲν τοῦ (denn der Artikel kann nach der Präposition vor dem Infinitiv nicht fehlen) und der Zusammenhang erheischt σοῦ; also muß man ohne Zweifel, beydes verbindend, so lesen: χωρὶς μὲν τοῦ σοῦ ἐστερηθεῖσθαι. Eben so hat Ficinus übersetzt: „sed praeter id (χωρὶς τοῦ), quod te (σοῦ) orbatus fuero, tali necessario, qualem alterum nunquam reperiam, videbor utique multis“ u. s. w. — S. 84 Z. 19. In dieser schwierigen Stelle, aus der sich noch kein Ausleger herausfinden konnte (Fischer nimmt eine Anakoluthie an, wonach δοκεῖν überflüssig stünde, und διαπεφυγῆναι von μὴ δόξῃ abhängen würde; Jacobs läßt δοκεῖν von αἰσχύνομαι abhängig seyn, und erklärt es so: „pudet, nos in eam suspicionem adduci, quasi hic exitus nos penitus latuisset“; und Buttmann bezieht καὶ ἡ εἴσοδος — καὶ αὐτὸς ὁ ἀγὼν auf πεπράχθαι; die Worte καὶ τὸ τελευταῖον — δοκεῖ sollen dann einen besonderen Satz bilden), versucht Hr. Beck einen neuen Ausweg: „ad τὸ πρᾶγμα“, sagter, „noster tria refert: introitum causae in iudicium, ut Socrates in iudicium adductus fuerit; actionem causae ipsam; et quod amici videantur periculum effugisse (τὸ δοκεῖν διαπεφυγῆναι), quum possent eum servare. Itaque, fügt er hinzu, δοκεῖν non sollicitandum.“ Betrachten wir die Stelle genauer, so ist doch so viel einleuchtend, daß Platon das Vorhergehende ἅπαν τὸ πρᾶγμα im Nachfolgenden in seinen einzelnen Theilen, gleichsam in den Theilen eines Drama's, auseinandersetzen will, daß also ἡ εἴσοδος τῆς δίκης, αὐτὸς ὁ ἀγὼν τῆς δίκης und τὸ τελευταῖον διήγουσι (die Katastrophe, nämlich der bevorstehende Tod des Sokrates) nicht von einander getrennt, sondern auf ἅπαν τὸ πρᾶγμα zurückbezogen werden müssen. Ferner beziehen sich die Worte κατὰ τινὶ καὶ ἀναδρία τῆ ἡμετέρα bestimmt auf das Vorhergehende ἀναδρία τινὶ τῆ ἡμετέρα; und

da letzteres mit *ἅπαν τὸ πρᾶγμα τὸ περὶ σέ — πεπράχ-*  
*σαι* in unmittelbarer Verbindung steht, das *ἅπαν*  
*τὸ πρᾶγμα* aber in den folgenden Sätzen in seine  
 einzelne Theile zerlegt wird, so müssen wir auch  
 die Worte *κακία τινὶ καὶ ἀνανδρία τῇ ἡμετέρα* nicht  
 bloß auf *τὸ τελευταῖον τουτί*; sondern auch auf *ἡ*  
*εἰσόδος* und *αὐτὸς ὁ ἀγὼν τῆς δίκης* beziehen; und so  
 wie *ἡ εἰσόδος τῆς δίκης*, *αὐτὸς ὁ ἀγὼν τῆς δίκης* und  
*τὸ τελευταῖον δὴ τουτί* nur weitere Auseinanderse-  
 zung von *ἅπαν τὸ πρᾶγμα* ist, so muß auch der  
 ganze Satz, wie schon aus der Wiederholung von  
*ἀνανδρία τῇ ἡμετέρα* erhellt, als Erklärung des Vor-  
 hergehenden gefaßt, und vor *καὶ ἡ εἰσόδος* die Er-  
 klärungspartikel hinzugedacht werden: nämlich  
*sowohl das Eingehen in den Proceß, als auch die*  
*Proceßverhandlung selbst und diese Katastrophe*  
*scheint nur durch unsere Feigheit und Unmännlich-*  
*keit nicht von uns beachtet worden zu seyn, d. h.,*  
*nur unsere Feigheit scheint die Ursache davon zu*  
*seyn, daß wir während des ganzen Processes nicht*  
*einsahen, daß du gerettet werden könntest, daß*  
*wir also bey dem Prozesse deine Rettung verabsäum-*  
*ten.* Das Zeitwort *διαπεφηνέναι* kann unmöglich an-  
 ders gefaßt werden, als wir es verstehen: (*scilicet*)  
*ἡ εἰσόδος, ὁ ἀγὼν* und *τὸ τελευταῖον δὴ τουτί* *δο-*  
*κεῖ* (so nämlich muß statt *δοκεῖν* gelesen werden)  
*διαπεφηνέναι ἡμᾶς.* — S. 85 Z. 6. Allerdings muß  
 man, wie Jacobs schon bemerkt hat, entweder *ἂν*  
 im vorhergehenden Satze einschalten oder *εἴη* in  
*ἔστι* verwandeln. Hr. Beck sagt: „urbanus dicitur:  
*magni aestimanda est, quam esset.*“ Die Ur-  
 banität, wenn wir sie auch in der directen Aussa-  
 ge anerkennen wollten, da sie doch immer das  
 indirecte Licht, kann den Gesetzen der Sprache  
 keinen Eintrag thun, und diese erfordern, wenn  
 im bedingenden Zwischensatze der Optativ steht,  
 auch im Hauptsatze diesen Modus mit der Partikel  
*ἂν*; und wie leicht konnte *ἂν* vor *ἀξία*, wenn es  
 mit ihm in *ἀναξία* zusammengelassen war, von ei-  
 nem Abschreiber getilgt worden seyn. — Das. Z.  
 25 hat Beck die gewöhnliche Lesart befolgt *ὃν σὺ*  
*λέγεις περὶ τῶν δοξῶν*, gegen den Sinn; denn der  
 Satz, der hier betrachtet wird, ist dieser, daß  
 man einigen Meinungen, und zwar denen der ed-  
 len und einsichtsvollen Männer Folge leisten müs-  
 se, anderen aber nicht; Kriton hatte dagegen den  
 Sokrates aufgefordert, auf die Meinungen und Ur-  
 theile unbedingte Rücksicht zu nehmen, welche  
 die Menschen über seine und seiner Freunde Feig-  
 herzigkeit fällen würden, wenn er sich von ihm  
 nicht retten liefse, und zum Behufe seines Zwecks  
 den Satz so aufgestellt, man müsse bey seinen  
 Handlungen die Urtheile des Menschen beachten.  
 Daher müssen die Worte *ὃν σὺ λέγεις* für sich ge-  
 nommen, und so gefaßt werden: den du anführst,  
 d. h., angeführt oder berührt hast, auf den du

dich beziehst. Nach *λέγεις* also muß ein Comma ge-  
 setzt, und *περὶ τῶν δοξῶν* zum folgenden Satze *πό-*  
*τερον καλῶς ἐλέγγο* gezogen werden, wenn wir  
 nicht mit Fischer aus dem Eusebios *τὸν περὶ τῶν δο-*  
*ξῶν* lesen wollen, was alle Schwierigkeiten besei-  
 tigt. — S. 86 Z. 22 hat Beck mit Wolf *ὃς ἂν τυγχά-*  
*νη* geschrieben, wie Eusebios liest. Zu verwundern  
 ist es, daß die ersten Philologen unserer Zeit, ein  
 Wolf z. B., in solchen scheinbar geringfügigen  
 Dingen noch fehlen konnten; noch wunderlicher  
 benimmt sich der sonst so sorgfältige Grammati-  
 ker Fischer, wenn er, um sein ungrichisches *ὃς*  
*ἂν τυγχάνειν ὦν* zu vertheidigen, die Bemerkung  
 macht: „*ὃς ἂν τυγχάνοι ὦν est, qui esset, qui foret,*  
*et ὃς ἂν τυγχάνη ὦν, qui erat: quod utrumque alie-*  
*num puto; sed ὃς ἂν τυγχάνει ὦν, qui sit*“ u. s. w.  
 Man sollte meinen, Fischer habe nicht eine einzi-  
 ge Platonische oder Xenophontische Schrift nur  
 mit der geringsten Aufmerksamkeit gelesen. Auch  
 Jacobs in s. Sokrates S. 102 hat nicht die richtige  
 Ansicht vom Gebrauche des Optativs nach dem  
 Pron. relativ. mit der Partikel *ἂν*, wenn er be-  
 merkt: „*ὃς ἂν τυγχάνοι* (nicht *τυγχάνει*); so steht  
 der Optativ regelmäfsig nach *ὃς, ἡ, ὅ* bey einem  
 unbestimmten Subject“, und S. 114 statt *ἂν κε-*  
*λεύη*, was gute Handschriften und Ausgaben ha-  
 ben, das fehlerhafte *ἂν κελεύοι* aufnimmt. Das  
 unbestimmte Subject wird im Griechischen durch  
 das dem Pronom. relat. hinzugefügte *ἂν* (wer etwa,  
 wer nur) bezeichnet, und dann folgt der Conjunctiv  
 nach; und so würden auch hier die Worte *ὃς ἂν*  
*τυγχάνη ἰατρὸς — ὦν* den Sinn haben: *war nur ein*  
*Arzt ist, nicht qui forte sit*, wie es Wolf und Beck  
 unrichtig erklären. Diese unbestimmte Bezeich-  
 nung des Subjects kann aber hier nicht Statt fin-  
 den, da das bestimmte *ἐνὸς μόνου ἐκείνου* vorher-  
 geht, auf welches sich *ὃς* (nur jener allein, der)  
 bezieht; also kann sich *ἂν* nicht auf das Pronomen,  
 sondern nur auf das Verbum beziehen; folglich  
 muß es *τυγχάνοι* heißen; denn der Conjunctiv steht  
 da, wo die Unbestimmtheit eine reale oder objec-  
 tive ist (also, wenn von einem unbestimmtem Sub-  
 jecte die Rede ist), der Optativ hingegen zeigt die  
 ideale (als möglich oder wirklich gedachte) Unbe-  
 stimmtheit an, wie hier: er achtet auf den, der  
 ein Kunstverständiger ist, mögen wir ihn uns als  
 Arzt oder als Ringmeister denken. — S. 84 Z. 15.  
 Die Worte *ὡς ἐγὼ — πείσαι σε ταῦτα πράττειν* ha-  
 ben die Ausleger auf die verschiedenste Weise er-  
 klärt und auch zu verbessern gesucht. Die meisten,  
 an die sich Hr. Beck anschließt, machen *σε* zum  
 Subjecte (*σε πείσαι ἐμέ*), und beziehen *ταῦτα πρά-*  
*τειν* auf das Entweichen aus dem Gefängnisse, wo-  
 zu Kriton den Sokrates unablässig angetrieben;  
 so erklärt es Hr. Beck: „*si persuaseris mihi, ut*  
*haec facerem (hinc aufgerem — es sollte doch*

wohl heissen *faciam* und *aufugiam*), at non me nolente." Dies würde aber den Sinn haben, dem Sokrates sey selbst viel daran gelegen, vom Kriton davon überzeugt zu werden, daß es recht sey, aus dem Gefängnisse zu entweichen; es sey ihm also lieb, wenn er auf diese Weise der Strafe ent-rinnen könnte: was dem Charakter des Sokrates widerstreitet. Es wundert uns, daß noch kein Ausleger darauf gekommen ist, was doch natürlicher ist, zum Subjecte das Pronomen der ersten Person zu machen, das in *ποιούμαι* liegt, und *ταῦτα πράττειν* auf das vorhergehende *παύσασθαι τὸν αὐτὸν λόγον πολλάκις λέγοντα* zu beziehen. Der Sinn ist dann: denn es liegt mir viel daran, dich zu überzeugen (durch Gründe dahin zu bringen), daß du dieses thuest (daß du aufhörst, mir immer dieselbe Rede vorzubringen, daß ich nämlich entfliehen solle), doch aber nicht wider deinen Willen (*ἄκοντος*, nämlich *σοῦ*), d. h., doch nur so werde ich dich zu überzeugen suchen, daß du mir freywillig beystimmest. — S. 90 Z. 5 sollten die Worte so interpungirt seyn: *τρόπω φάμεν ἢ οὐ*; denn *φάμεν* steht mit dem Vorhergehenden in keiner gram-matischen Verbindung. — S. 92 Z. 1 ist das *ἢ* der alten Ausgaben ohne Zweifel das richtige. Der Sinn ist: ist denn dieses (daß du dich dem Urtheile, wenn es dir ungerecht dünkte, entziehen dürftest) unter uns ausgemacht worden oder (d. h., oder nicht vielmehr) dieses, daß du dem Beschlusse des Senats Folge leisten werdest?

Dieses wird hinreichend seyn, unser oben gefälltes Urtheil zu bestätigen, und zugleich zu be-weisen, wie sehr die Platonischen Werke noch der kritischen Hülfe bedürfen, da selbst in den klei-neren, so vielfältig bearbeiteten und an sich so leichten Gesprächen, auch nach den Bemühungen eines Wolf, Heindorf u. a., noch so vieles in kri-tischer Hinsicht zu berichtigen ist. Obgleich die Kritik des neuesten Herausgebers noch weniger leistet, als die seiner Vorgänger, da er sich auch hier nicht als productiven, sondern als eklekti-schen Kritiker zeigt, und obgleich seine Ausgabe des Platon nicht das Resultat eigener, sorgfäl-tiger Studien, sondern mehr eine Sammlung des-jenigen ist, was die früheren Ausgaben darbieten, und die neuere Kritik geleistet hat, so müssen wir sie doch, in Erwägung der vielfachen Vortheile, die sie für die bequemere und erleichterte Lektüre des griechischen Philosophen gewähren kann, mit Dank annehmen, und die ununterbrochene Fort-setzung derselben sehr wünschlich wünschen. ☉

### Alteutsche Literatur.

Ueber das Geschichtliche im Nibelungenliede. Von

K. W. Göttling, Rudolstadt, im Verlage der Hofbuchhandlung. 1814. 71 S. in 8.

Der Verfasser dieses kleinen, aber der Aufmerk-samkeit werthen Versuchs hebt von allmählig schon gangbaren, unbedenklichen Sätzen an: daß der Erdenmaßstab einmal nicht zu der alten Volks-dichtung hinaufreiche, dann aber doch auch in dieser etwas irdisches, gleichsam grundtestes ste-cken müsse. Nach letzterer Eigentümlichkeit hat die schon verschiedentlich aufgefallene Einstim-mung nibelungischer Namen, Helden und Bege-benheiten mit Zeugnis und Faden unserer geschrie-benen Geschichte natürlich gelenkt, und es fragt sich: in welcher Weise ist dieser historische Zug des Epos, vergleichbar der Waife oder dem Ein-trag ins Gewirk, nun zu verstehen?

Den Rec. bedünkt es wenigstens bloß zweyer-ley Wege dahin zu geben, wovon er einen den synthetischen den andern den analytischen nen-nen will. Jener setzt das Gedicht aus historischen Elementen zusammen, dieser umgekehrt läßt das Gedicht einzelne Theile der Geschichte in sich auf-lösen. Im ersten Fall schreibt man dem Epos die mindere Macht zu, nicht die Selbstzeugung der gewaltigen Stoffe; sondern die wirkliche Geschich-te gebiert diese, bloß roh und ungestalt zur Welt, bis das Gedicht kommt, und sie, wie der Bär sein Junges, lebendig leckt, und sie am Dichterfeuer endlich zur Speise kochen, welche Götter und Menschen freut. Der zweyte Fall nimmt in dem Epos etwas überzeitliches, in die Menschenges-ichte eindringendes, als ein stärkeres sie be-wältigendes, und so zu sagen ertönen machendes an; das alte Lied spricht mit den Zungen der vä-terlichen Geschichte, wie mit den Worten und Wörtern der mütterlichen Sprache, sein Geist stellt sich nah, heimisch und häuslich zu uns an: auf alles dieß braucht es nicht erst auszugehen, sondern nothwendig ist es so und vermöchte gar nicht anders zu seyn.

Wir wollen nun sehen, wie weit unser Ver-f. der in der alteutschen Geschichte bewandter, als in der Poesie zu seyn scheint, mit seiner of-fenbar synthetischen Verfahrensart langt.

Er holt nicht aufs tiefste aus, sondern findet, mit Überschreitung des von dem epischen Kreis unabtrennbaren und auch historisch namhaften, um ein gutes älteren Ermenrich, den *ersten An-lafs* alteutscher Sagendichtung im fünften Jahr-hundert und zwar in der Mitte desselben, zur Zeit Attila's und der großen Burgundenschlacht, wo-bey er inzwischen den fast ein Menschenalter spä-teren Dieterich, und den wieder etwas neueren ins anfangende sechste Jahrh. fallenden Hermanfried aus Thüringen einschaltet. Hier bringen die Na-

men ihre Anwendung von selbst mit sich, und es wird S. 6—19 auch darüber nichts neues gesagt, einiges flüchtig und leichtsinnig gewagt, z. B. wenn der Berg oder Flufs Etzel (Namen eines Schweitzergebirgs und Wolga) nach dem Vorgang anderer Schriftsteller S. 9 und 12 leiblich auf den historischen Attila gezogen werden, so ist das etwa so passend, als wollte man im Commentar zum Kindermärchen vom Hähnchen und Hühnchen das nordische Pronomen *han* und *hun* anführen; in einer Mythenetymologie mögen die genannten Dinge vielleicht zusammengehören, und allda die Bemerkung, das aufser den zwey gedachten noch gar viel andere Berge und Flüsse, *Vater* und *Mutter* heissen, bey Erklärung des Urmythus vom König Etzel zur rechten Stelle seyn. Ganz falsch ist ferner die Muthmassung und darauf gestützte Emendation eines Schreibfehlers Zeile 122 und 367 des lat. Gedichte von Waltharius, wo nur ein Fehler in dessen Herausgabe vorhanden seyn wird; es ist neulich anderswo gezeigt worden, das statt *Ospiru*: *Ospirn* gelesen werden müsse, und Rec. welcher kürzlich das Carlsruher und ein bisher völlig unbekanntes Pariser Manuscript eingesehen, kann solches daraus bestätigen. Damit zerfällt auch die aus gleichem Grund verunglückende Besserung des v. 146 in *Herchia mentis*. — Ob man übrigens einen Hauptumstand der vom Verf. angenommenen ersten Bildungsperiode, nämlich die Zusammenstellung der Nibelungenschlacht mit der historischen Niederlage auf die der Burgunden im J. 436 oder das große catalanische Treffen ziehen will, ist nach unserer Ansicht gleichviel und nichts in der Sache verändernd.

Seinen zweyten Satz des großen altdutschen Gedichts schöpft unser Verf. in der fränkischen Geschichte des sechsten Jahrhunderts; von allen, die bereits auf die namentliche und innere Verwandtschaft der austrasischen Brunhild mit der epischen hingezeigt haben, ist keiner noch so weit gegangen, als er, und es scheint uns in dieser Seite das eigenthümliche und die Anregung seiner Schrift zu liegen. Wie zwischen Brunhild und Chrimhild steht der feindliche Haß in der Mitte Brunichildens und Fredegundens und Siegbert gleich Siegfrieden wird gemordet. Die größere Abweichung des Namens Fredegund ließe sich vielleicht auf andere Weise rechtfertigen, als mit wörtlich irrigen Erklärungen, wie S. 25 gegeben werden. Brunhild heist weder: eine der Brunie holdende, noch Chrimhild: eine den Grimm behaltende, noch viel weniger Fredegund, eine den Frieden gönnende; in solchen Eigennamen suche man nichts, bis man sie aus dem Grund des Mythos von allen Seiten beleuchten kann. Auffallend in

der Sache scheint Siegberts Sieg über die Sachsen und Dänen (S. 20 u. 22); viel gezwungener sieht es doch mit Hagene aus, der (S. 23 u. 24) im Patricius Mummulus, gen. Eunius vorkommen soll. Scharfsinnig genug, zumal in Verbindung mit der Schatzsage. Nur weifs Recensent das Citat Paulus Diac. III. 34 nicht zu finden, und bezweifelt, das dieser Geschichtschreiber des Ennius oder Eunius ausser III. 4—8 noch weiter gedenke. Meint aber der Verfasser die ein Capitel vorher stehende, wunderbare, auch bey Gregor und vielfach erzählte (sicher unhistorische) Sage vom Schlaf König Guntchrams, der in seinen Mund schlüchenden Maus oder Schlange, und dem in Folge des Traumgesichts zwischen Bergen gefundenen Schatz, so hat damit Eunius gar nichts zu thun gehabt. Von diesem letztern spricht Gregor v. Tours häufiger (namentlich IV. 42—46. VI. 1. 24. 26. VII. 38—40. VIII. 1. edit. paris. 1699 fol.) von seinem Tod und Schatz, welcher indessen bloß auf den ersten Anblick, besonders etwa nach Stellen wie: „sed haec ut ferunt de reperto antiquo thesauro abstulit“ an den Nibelungenhort mahnen könnte. Wer mit Gregors Schreibart und Manier bekannt ist, weifs, wie in seinem Buch von mehrerley thesauris und gazis, die gestohlen oder gefunden worden sind, Meldung geschieht, darunter aber wirkliche vergrabene Gelder und Kleinode verstanden werden müssen (z. B. VIII. 26) keineswegs auf den ungeheuren sagenhaften Hort daraus geschlossen werden darf. Des Mummulus Schatz, den der König hernach einzog und vertheilte, hängt eher mit dem Handel des bekannten Gundwalds, genannt Balomer, zusammen. — Der Verf. trägt S. 28—32 seine Meinung über Isenland vor, die wir, weil sie nicht das Verhältniß der Historie zum Epos betrifft, übergehen. Alsdann versucht er eine ziemlich kühne Bestimmung des Stammes und Namens des *Nibelungen* (32—40) welcher ursprünglich Franken und Austrasiern zustehend hernach den Burgunden und Merwingern zugefallen seyn soll. Nun sollen aber weiter die Kerlinger und späteren Ostfranken noch im 12. und 13. Jahrh. im Nachgefühl der alten Glorie sich als *Gibellinen* den Wellen gegenübergestellt, ja den Dichter des großen Nibelungenliedes angefeuert haben! Dabey wieder eine völlig unstatthafte Ableitung des Wortes aus *ni-bilunnan* (nie verzagt) und Gelfrat aus Gelf. Schelm; wobey man sich nicht enthält, dem Verf. seine Äußerung ein paar Blätter vorher aufzurufen: „es mögen dergleichen vermeintliche Auffindungen von Allegorien nur leise ausgesprochen werden, weil man sonst vielleicht gar nicht geneigt seyn könne, im Namen der Nibelungen etwas *Nebelhaftes*, unbekanntes zu finden.“ Rec. hält den Nebel auch für ein nothwendig Ding, und

gesteht unbedenklich, daß, wer für Ernst nähme, was dem Verf. bloß als Spas möglich dünkt, zehnmal näher treffen würde, als dieser mit seinen Nihilanten. Die Gibellinen lassen sich eher hören, und es ist dabey Gibich, die Giukungen oder Gibichungen zu überlegen; die sonst bekannte Herleitung von Waiblingen möchte daneben bestehen. Das *rothe* Zeichen, das Volker aufstellt, soll ganz grund- und bedeutungslos bleiben, wenn es nicht auf die Rose oder Lilie (!) der Gibellinen zurückgeführt werde. Wer mag aber epische Beywörter also erklären wollen. Rec. kann überhaupt nicht viel auf die Idee geben, die in unserm Epos eine absichtliche Verherrlichung des Kaiserhauses erblicken will; auf ähnliche Art hat man den Büchern von Kaiser Karl eine Erweckung des Eifers zu den Kreuzzügen, denen vom h. Gral Bezug auf die Tempelherren untergeschoben. Ihre Erfindung und Dichtung ist jedoch zu unschuldig und fest, als daß sie solchem Aufsenzweck immermehr gedient hätten, und dieser hätte sich plumper verathen, oder wir müßten die allergrößte, damals weder nöthige noch glaubliche Feinheit annehmen. Die Welfen haben zwar gleich den Wölfingen (und viel andern Sagen) einen Wolf in ihren Urstamm aufzuweisen, allein die Wölflinger bilden doch einen weit andern Gegensatz zu den Nibelungen, als Gibellinen und Gaellen untereinander.

Der Verf. macht (40—45) eine Abschweifung gegen A. W. Schlegel, der zum Beweis der österreichischen Abfassung aus dem Nibelungenlied eine Unkunde der Rheinörtlichkeiten darthun wollte. Es soll auf die Worte: „über rin“ Z. 3687 und 3721 ankommen, die sich nicht bloß 2826, sondern auch 1313, 4021, 5075, 5551, 5630, 5634, 6871, 7259, 8271, 8471 und 8502 finden. Nun kann zwar „über rin“ 1313 soviel als circa rhenum, in der Rheingegend, wie 1534 „umben rin“ gern bedeuten, und „Wormez über rin“ den sonstigen Ausdrücken: „W. bi dem rine“ Z. 21, 5674 oder „W. an den rin“ 435, 591, 714 ganz gleichstehen. (vergl. 1524 *uf* den rin 1697 *ze* rine, 2857, 2885 *bi* rine) aber es folgt aus allen solchen episch fluctuirenden Partikeln weder irgend eine Kenntniß noch Unkenntniß des Örtlichen, vielmehr erscheinen uns auch die merkwürdigen Varianten von *Wasichwald* und *Otenwald* (nicht bloß das Lied von Hornsiegfried, sondern auch eine Handschrift der Nibel selbst liest so) poetisch gleichbedeutend und unsere Meinung recht beweisend. Jagd und Mord geschahen auf dem rechten Flusses Ufer, über den die Helden schifften (3687), der kühle Bergbrunnen (3895) zu dem sie wettlaufen, kann nicht auf einer kleinen, niedrigen Rheininsel gelegen haben, was auch „wert“ gar nicht nothwendig ausdrückt. — Bey Gelegenheit des

Wasichwaldes wird S. 45—48 des *Walters vom Wasichstein* gedacht, wiewohl über ihn nichts historisches beygebracht, folglich auch der Auwachs dieses Walters an den epischen Ring in kein bestimmtes Jahr. verlegt, sondern bloß die Vermengung der Namen Aquitanien und Vasconien über das achte hinausgewiesen; was daraus für die Abfassungszeit des lat. Gedichts folgen kann, ist vermuthlich auch aus andern Gründen unnehmlich; Rec. wird davon und von seiner Meinung, wie doch hier Spanien, Aquitanien, Wasconien und Wasgau nicht irrigerweise, sondern organisch recht zusammenfließen, zu sprechen nächstens andere Gelegenheit nehmen. Unterdessen sieht er gar nicht ein, mit welchem Fuge hier, zu Gefallen einer ungewichtigern Stelle des Rosengartens, Walter mehr rheinbürtig als gasconisch seyn soll. Blüten doch viel deutsche Geschlechter und Namen unter den französischen und spanischen Vasquen, und in Spanien selber. —

Unser Verf. sieht also überhaupt in zweyen großen Ereignissen des 5. und 6. Jahrh. den Kernstamm des Nibelungenlieds begründet, nimmt jedoch beyläufig noch S. 49 Wittekind aus dem 8. auf (die Bemerkung ist interessant und nicht zu übersehen) Rüdiger aus noch späterer Zeit (Berter von Merau wird vergessen) und wie er die Gibellinen hernach einfließen läßt, haben wir gesehen. „Werfen wir nun, sagt er S. 48 einen Blick auf das Ganze, so leuchtet daraus offenbar hervor, daß das Gedicht, gleich einer deutschen Eiche, durch ein Jahrtausend hindurch gewachsen, und immer die Zweige kräftig erneut hat. Der heilige Rhein mußte des Baumes Wurzeln tränken. Erster Stamm des Liedes war Gonthabar's heldenmüthiger Fall durch die Hunnen. Einen wackern Ast trieb er später im Dietrich von Bern, dessen Preis in Aller Mund war; neben ihm drang der Thüringer Hermaufried als ein nicht unwürdiger Heldenweig hervor, der sich in die kleineren, Hart und Iring, theilte. Weiter und höher schoss indeß der Stamm in üppigster Fülle bis zur Krone im Siegfried, und saftige Heldenäste trieb die Kraft des Rheinstroms in Brunbild, Chriemhild, Hagen u. s. w. So weit mag der Baum gewachsen seyn bis zu Karls des Großen Zeit.“

Dabey wird uns dann sehr eng und ungläubig zu Muthe, und wir wollen kürzlich im Sinn einer Analysis des unendlich ausgebreiteten Epos einige Einwendungen machen. Jornand, Procop, Paul Warnefriedsohn und alle guten Chroniken erzählen manche von der Sage durchtränkte Geschichten, die mitunter nüchtern und historisch genug aussehen; wohin würde diese unser Verf. rechnen? Seinem Verfahren nach, müßte er auch darin mehr oder weniger historischen Stoff sehen. Ganz un-

gekehrt geht unsere Meinung davon aus, darin mehr oder weniger epischen Stoff wirksam zu erblicken. Hiernach nehmen auch wir eine Mischung des Attila der Sage und der Geschichte an, nicht aber, daß sich aus dem fremden Avaren solch eine gemüthliche Sagenfülle deutsches Alterthums aufbaut. Im Gegentheil, aus den Liedern strömt das Licht und wirft einige Strahlen um ein Wesen, gleichsam daraus sich neuen Erdenstoff anzusaugen. Beweis liefert der nordische Atli reichlichen, der nicht im ungrischen, sondern westphälischen und sächsischen Hunenlande haust und selbst die Variante von Haimburg (Hamburg) statt Huniburg in den Nibelungen, so wie Susat (Soest) in der Wilkinsage. Hier im Norden hat sich die Fabel so gut localisirt und temporisirt als im Osten gegen Ungarn hin, dort aus sächsischen, nordischen, hier aus gothischen Sagen, deren darum keine mehr als die andere in die Geschichte gezogen werden darf.

Was im Epos lebensvoll und unzerreißlich in einander geflochten ist, Attila mit Chrimhilden, die Burgunden mit dem Hort, das sollte aus gothischen und einer fränkischen, dem Ort der Zeit und was mehr ist, dem Inhalt nach sich unberührenden Begebenheiten in ein Gedicht zusammen gesprungen seyn? Nein, das Gedicht ist aus einem Stück gewachsen.

Wir kennen aus Gregor, Fredegar und Venantius Fortunat die fränkische Zeit des sechsten Jahrhunderts prosaisch genug. Der letztgenannte, ein nicht poesieloser Lyriker singt von seinen Brunhild und Siegbert:

Si nunc Virgilius, si forsitan esset Homerus  
nomine de vestro jam legeretur opus

aber dies gewöhnliche bloße Compliment darf mit keinem epischen Ausspruch vom Heldenpreis, den die Welt, so lange sie stehe, nimmer vergessen sollte, verglichen werden. Man lese Briefe, welche jene fränkischen Personen geschrieben, Reden, die sie gepflogen, es kann aus dieser umständlichen Gewisheit und Gewöhnlichkeit keine solche epische Tiefe hervorbrechen; ja Venantius der diese Königshöfe soviel besungen, nicht bloß Siegbert und seine Gemahlinn, sondern auch Fredegund, Theodechild, Childebert u. a. auf gleichen Fuß, lobt, rührt mit keiner Anspielung an die Namensähnlichkeit der vermuthlich in Franken sangbaren Helden, wiewohl er von Geburt ein Wälscher war. Brunhild hätte sich in ihrem Leben wohl ungern mit Brunhilden des Lieds vergleichen gehört. Siegbert weicht überhaupt

schon im Namen sehr ab von Siegfried, und daß er die *Sachsen* und *Dänen* schlägt (*Saxones et Danigen cito victi. Venant.*) scheint gerade ein unorganischer Umstand des Lieds, weil die nordische Sage höchstmerkwürdig von Sigurd, Gunnar, Hogni und den *Gandulfssöhnen* berichtet (s. Nornag. S. c. 6.) was die Nibelungen von Siegfried, Günther, Hagen, *Lüdeger* und *Lüdegast* singen. Soll Chrimhildens und Brunhildens Schelten beym Kirchgang, Brunhildens und Gudrunens beym Waschbad aus dem histor. Haß Fredegundens und Br. veranlaßt worden seyn? Nimmermehr, das widerlegte Procop III. 1. der auch erzählt, wie des Urajas schönes Weib gebadet mit der Frau des Ildibadus und sie nicht gegrüßt, als einer Königinn ziemt, sondern geschmähet habe; wiedarauf diese schmerzentrann ihren Gemahl um Rache gefleht und Ildibadus meuchlings den Urajas erschlagen. Dagegen glaubt Rec. allerdings, daß die Frankenköniginnen der Geschichte eben darum ein größeres Geräusch machen, größer und gräßlicher erscheinen, weil mit der Zeit die Mythe über sie kam. Vielfältige Fabeln von Brunhildens Straßsen (*chaussées de Brunehild* in Frankreich), von ihrem Bett, ihrem Wurfstein (*trierisch-lothringische Volkssage*) sind daher mehr aus der mythischen wie der historischen Königinn zu erklären. Bekanntlich hängen auch Siegfried und seine vergessene erstgeliebte Brynhild mit einer andern Sage, an der man ebenfalls historische Aufsätze gefunden hat, zusammen, mit der von Siegfried und Genofefa.

Nochmals kurz unsere Meinung von vorliegender, zwar verfehlender aber doch aueregender Schrift auszudrücken: wir würden nicht über das Geschichtliche im Nibelungenliede, sondern über das Nibelungische in der altdutschen Geschichte geschrieben haben; man müßte aber demnächst fortfahren, unsere alte Poesie überhaupt in unserer alten Geschichte zu verfolgen. Dabey wird das Epos nicht als Lust und Lüge betrachtet, sondern als ein inkräftiges Korn läßt es sich in mehr denn einer Zeit, an mehr denn einem Ort, aufgehen und auferstehen, damit es seinem Erdtheil gewinne, und dem Volk sichtbar, d. h., auch hörbar und glaubreich erscheine. Seine Wahrheit liegt nur immer weit über die Phantasie eines (einzelnen) Dichters hinaus.

Der beygegebene Sterbgesang Regners gehörte auf keine Weise (Rec. hat weder S. 28 noch 50 übersehen) zu dieser Abhandlung, ist bereits bekannt genug, und hat in dieser neuen Übersetzung kein Verdienst, da unser Verf., wie man gleich sieht, der altnordischen Sprache unmüchtig ist.

## Allgemeine Literaturzeitung.

N<sup>ro.</sup> 101.

Dienstag, den 20. December

1814.

## Rechtsgelehrtheit.

*Die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe, philosophisch und nach den Gesetzen der merkwürdigsten Völker rechtshistorisch entwickelt von Carl Theodor Welker. Giessen bey Heyer 1813. 590 S. 8.*

Der Verf. erklärt sich über die Entstehung dieses seines ersten schriftstellerischen Versuches in der Vorrede auf folgende Weise. Auf den Rath eines seiner Lehrer habe er eine Vergleichung der von Grolmann und Feuerbach aufgestellten Strafrechts-Theorien mit unseren positiven Gesetzen zum Gegenstande seiner Inaugural-Dissertation machen wollen. Durch das Interesse der Sache und die Nothwendigkeit einer erschöpfenden Behandlung sey er unwillkürlich immer weiter bis zu den letzten Quellen fortgezogen worden, aus denen alles Strafrecht abgeleitet werden müsse. Zwey Schwierigkeiten schienen ihm vorzüglich der befriedigenden Lösung dieser Aufgabe im Wege zu stehen: der Mangel an klaren und festen Principien über Gesetz, Recht und Staat überhaupt, und das gänzliche Losreißen der Rechts- und Staatslehre von den Daten der Erfahrung. Aus diesem Gesichtspuncte theilte der Verf. seine Arbeit, die über die Gränzen einer Inaugural-Dissertation zu einem größern Werke angewachsen war, in einen philosophischen (S. 1—275) und einen historischen Theil. Der Erstere handelt in zwey Büchern: von Entstehung (d. h. von dem Grunde) und von Erhaltung der Gesetze, Rechte und Staaten (durch Lohn und Strafe). Vom historischen Theile liefert der Verf. hier nur das erste Buch, welches die Rechtsgeschichte der Völker des Alterthums (der Hebräer, Ägyptier, Perser, Griechen und Römer) mit besonderer Hinsicht auf die Strafgesetzgebung umfaßt. So schätzbar diese Gabe für

Zwölftes Heft.

jeden Freund eines reellen und eleganten Rechts-Studiums gewifs ist, so müssen wir doch bemerken, daß die Vorliebe für seine (gleich näher zu erörternde) Annahme verschiedener Gattungen von Gesetzen und Staaten den Verf. manchmal verleitet, in den Factis der Rechtsgeschichte einen Zusammenhang und eine regelmässige Stufenfolge zu finden, die wohl leichter darzustellen, als nachzuweisen seyn dürfte. Übrigens bleibt jedes Bestreben der Art gewifs verdienstlich, und wir sind weit entfernt zu verkennen, daß auch die Ansichten des Verfs. (sobald man nur von der angeblichen Allgemeingültigkeit absieht) über mehrere einzelne Erscheinungen der Rechtsgeschichte ein neues erfreuliches Licht verbreiten. Um unsere Leser mit der dem ganzen Buche zum Grunde liegenden Idee bekannt zu machen, bemerken wir vor allem, daß der Verf. den Begriff von Gesetz und Recht im möglichst ausgedehntesten Sinne nimmt. *Gesetz* ist ihm nämlich (S. 4) „die nöthigende Richtung, die einer Kraft durch die Beziehung zu einer andern Kraft vermöge eigener Receptivität für der andern Einwirkung entsteht, und *Recht* alles, was mit einem Gesetze harmonirt. Der Mensch handelt recht, wenn es dem erkannten Gesetze seines Handelns, und falls mehrere einander untergeordnet für ihn existiren, wenn er deren höchstem Folge leistet; *insofern, als es ihm bewußt ist.*“ (S. 6.) — „Die *Beziehungen*, in welchen der Mensch als intellectuelles Wesen stehen kann, sind vorzüglich dreyfach: Erstens seine Beziehung zu seinen sinnlichen Trieben und der Sinnenwelt; dann zu einer höheren, aber unreflectirten Natur, zu einer angeschauten, von aussen geoffenbarten Gottheit; endlich zu dieser höheren, durch Reflexion erkannten Natur, zu seiner Vernunft oder einer Offenbarung der Gottheit durch dieselbe.“ Dreyfach sind also auch *Gesetze, Rechte und Staaten.* „*Staat* ist nämlich (S. 7) die geordnete Vereinigung eines Volkes zur fortdauernden Realisirung des anerkannten höchsten Gesetzes; *oder auch* des höch-

sten Gutes." Sonach sind alle Staaten entweder Staaten der Sinnlichkeit (*Despotien*), oder des Glaubens (*Theokratien*), oder endlich solche, wo die Vernunft herrscht (*Rechtsstaaten*). Diese aus dem Principe (Montesquieu's) fließende Eintheilung sey die einzig wahre; blosser Abweichungen der Staatsform von geringerer Bedeutung. Nachdem der Verf. (Kap. 1—3, S. 1—13) von diesen Ansichten im Allgemeinen, sodann (Kap. 4—6, S. 13—25) von den drey Gattungen von Staaten insbesondere gesprochen hat, geht er zur nähern Entwicklung der Natur des Rechtsstaates über; widerlegt (Kap. 7, S. 26—57) zuerst gründlich die von mehreren behauptete Identität des natürlichen Rechts mit der Moral; dann (Kap. 8, S. 38—44 vorzüglich nach Feuerbach) die Deduction eines *unmittelbar* auf die Moral gegründeten Naturrechts; — (Kap. 9, S. 44—54) die Lehre der Kritiker, dasselbe sey von der Sittenlehre *völlig* unabhängig; endlich (Kap. 10, S. 54—71) Hugo's Behauptung, alles Recht sey nur aus positiven Gesetzen abzuleiten — beynabe durchaus mit wahren, richtig dargestellten, aber (wie uns dünkt) dem Verfasser nicht eigenthümlichen Gründen. Nach Beseitigung aller dieser Theorien bleibt, wie der Augenschein lehrt, nur mehr eine *mittelbar* auf das Sittengesetz gegründete Deduction des Rechtes übrig. Diese liefert der Verf. im 11. Kapitel (S. 71—109). Das Sittengesetz verpflichte jeden Menschen, in allen Andern seine eigene Würde zu achten, sie in Erreichung ihrer Bestimmung nicht zu stören. Hiezu sey jedem eine unverletzliche Freyheitssphäre durch die Vernunft angewiesen. Da aber dieses idealische Rechtsgesetz von Jedem nur nach seiner individuellen beschränkten Ansicht erkannt, und des Einen Überzeugung nicht allen Übrigen mit Zwang aufgedrungen werden könne; so erhalte die Rechtsidee erst durch wirkliche, freye Anerkennung, durch Vertrag Realität, und den Charakter der von der sittlichen Vernunft gebilligten Durchsetzbarkeit. Auf Vertrag beruhe daher auch jeder Staat; und es könne kein Recht geben, jemanden zum Eintritt in eine Staatsverbindung zu nöthigen. — Aber auch die Fortdauer der bürgerlichen Verpflichtung hänge nur von der *freyen* Anerkennung der Übereinstimmung des im Staate geltenden Gesetzes mit der praktischen Vernunft ab. Publicität der Regierungshandlungen, Recht zu Privat-Vorstellungen gegen jede Bedrückung, und Freyheit, sich vom Staate wann immer loszusagen (auszuwandern), seyen also die drey unablässlichen Fundamental-Gesetze eines Rechts- oder Vernunftstaates, sein höchstes Gesetz (S. 100) „das durch die objective Rechtsform in seiner Ausserung geleitete, freye, innere Ge-

setz Aller"; — sein Endzweck: „möglichste Erreichung der Tugend und Humanität, und durch sie Glückseligkeit Aller durch und in der objectiven Rechtsform"; — sein Princip: zuletzt die Stimme des Gewissens, zunächst die Achtung eigener und fremder sittlicher Würde (S. 101). — Im *zweyten* Buche spricht der Verf. zuerst (Kap. 1—3, S. 109—145) von der Wirksamkeit für Erhaltung der Gesetze, Rechte und Staaten (Regierung) und von Lohn und Strafe im Allgemeinen. Er stellt hierauf (Kap. 4—6, S. 145—189) die besondern Ansichten über Lohn und Strafe in den drey Gattungen von Staaten zusammen, wonach die Despotie durch Geld oder Geldeswerth, die Theokratie durch einen sinnlichen Ausdruck göttlicher Segnung, der Rechtsstaat durch erhöhte bürgerliche Achtung (Ehre) lohnt; Strafe aber in der Ersteren als bloß sinnliche Abschreckung (durch Furcht), in der Zweyten als Busse (Versöhnung, Besserung), in der Letzten endlich als gänzliche Ausgleichung der durch das Verbrechen im Rechtsverhältnisse veranlassten Störung erscheint. Auf die genauere Entwicklung der Bestandtheile dieser Störung gründet der Verf., nachdem er (Kap. 7—9, S. 189—249) die bisher aufgestellten, sowohl absoluten als relativen Strafrechts Deductionen mit Bescheidenheit und Klarheit geprüft hat, seine eigene Theorie (S. 249—295, Kap. 10). — Alle menschlichen Handlungen, ihre Gesetze und Wirkungen haben (sagt er) eine doppelte, nämlich eine materielle und eine intellectuelle Seite. So entstehe auch aus jedem Verbrechen nebst dem (dem Civil-Rechte anheimfallenden) materiellen ein mehrfacher intellectueller Schade, d. h., (S. 252) „eine gänzliche oder theilweise Vernichtung des geforderten rechtlichen Willens und seines Princip bey den Gliedern eines Rechtsverhältnisses", dessen Ersatz nach einem mit den Grundsätzen des bürgerlichen Rechts *identischen* Principe durch Strafe zu leisten ist. Das Verbrechen beweise nämlich 1) bey dem Verbrecher selbst, nebst dem Mangel des rechtlichen Willens und seines Princip der Achtung für das Gesetz, auch ein Uebermaß der sinnlichen Triebe; 2) erzeuge es bey den andern Bürgern eine Verminderung der Achtung für den Verbrecher sowohl, als für das Gesetz; 3) in Absicht auf den Verletzten insbesondere eine Ehrenkränkung, die gerade am meisten geeignet ist, auch in ihm die Achtung für das Gesetz und den rechtlichen Willen zu stören. Aller dieser intellectuel-ler Schade muß nun durch die Strafe aufgehoben werden. Sie hat also nothwendig *sieben*, aus dem obersten fließende rechtliche Zwecke: „1) moralische, 2) politische Besserung des Verbrechers; 3) Wiederherstellung der Achtung und des Zutrauens

seiner Mitbürger gegen ihn; 4) Wiederherstellung der rechtlichen Willensbestimmung bey den Bürgern überhaupt, ihrer sittlichen und politischen Achtung des Rechts; 5) Wiederherstellung der Ehre und Achtung des Beleidigten; 7) Wiederherstellung seiner rechtlichen Willensbestimmung, und 7) Reinigung des Staates von einem ganz verderblichen Mitgliede." — Wir enthalten uns absichtlich aller Bemerkungen über den, wie wir hoffen, vollständig und klar dargestellten Ideengang des Verfs. Ein aufmerksamer Leser wird ihrer nicht mehr bedürfen. Sprache und Druck sind correct und schön.

## Geschichte.

*Archiv für alte und neue Kirchengeschichte.* herausgegeben von D. C. Fr. Stäudlin Professor der Theol. zu Göttingen, und D. H. G. Tzschirner Prof. der Theol. zu Leipzig. Ersten Bandes drittes Stück. Leipzig 1814, bey Friedr. Chr. Wilhelm Vogel. 15 Bogen in 8. sammt einer Tabelle.

In dem vorliegenden dritten Stücke dieser gehaltreichen Zeitschrift sind vier interessante Abhandlungen enthalten. Die erste über die Verwandtschaft der lamaischen Religion mit der christlichen, von Stäudlin S. 1—39, setzt die frühern Schriften des Hrn. Verfs. über diesen Gegenstand voraus; nämlich sein Programm de religionis Lamaicae cum Christiana cognatione 1808, und seine Abhandlung über diese Religion in seinem Magazin für Religions- Moral- und Kirchen-Geschichte. I 88—153 und 312—432. Hier in diesem Aufsätze nimmt er vorzüglich auf die neuern Nachrichten von dieser Religion Rücksicht, die von Turner, Symes, Pallas, Bergmann und Klapproth sind geliefert worden, und genauer, auch dabey zugleich zuverlässiger sind, und die Ähnlichkeit des Lamaismus mit dem Christenthume bey weiten nicht so auffallend und umfassend angeben, als sie die Jesuiten und Kapuziner im 17. und 18. Jahrhunderte in ihren Missionsberichten dargestellt hatten. Der Hr. Verf. beweist folgende drey Sätze auf eine solche Art, daß sich, so weit bisher unsere Nachrichten von der lamaischen Religion reichen, nichts gründliches dagegen einwenden läßt: „I. zwischen der lamaischen und christlichen Religion sind große, auffallende Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen, welche mehr als zufällig zu seyn scheinen; II. von der andern Seite sind auch beyde

Religionen in wesentlichen Punkten verschieden, und gewisse Ähnlichkeiten, die man zwischen beyden wahrgenommen hat, täuschen bey genauerer Untersuchung; III. aus historischen Urkunden, Nachrichten und Spuren kann nicht gezeigt werden, daß der Lamaismus aus dem Christenthume auf irgend eine Weise abstamme, wohl aber läßt es sich historisch wahrscheinlich machen, daß in gewissen Gegenden das Christenthum auf den dasebst schon vorher vorhandenen Lamaismus Einfluß gewonnen habe." — Die Ähnlichkeit mit dem Christenthume findet sich in der lamaischen Sittenlehre von der allgemeinen Menschenliebe, von der Erbarmung, Wohlthätigkeit, Milde, Sanftmuth, Duldung, und sogar auch in den sogenannten zehn Geboten; ferner in einigen Lehren, die den biblischen ganz gleich sind, wie von den ersten Menschen, von ihrem Falle durch den Genuß einer Frucht u. s. w.; endlich auch in der Organisation der Kirche, indem sich in dem Lamaismus Beamte des Gottesdienstes finden, die den Subdiaconen, Diakonen, Presbytern, Bischöfen, Patriarchen und Päpsten entsprechen u. s. w. Aber dagegen finden sich sehr wichtige Unähnlichkeiten: die Lamaiten erkennen und verehren kein höchstes göttliches, kein unendlich gutes und heiliges Wesen, sondern nur einen ersten und vornehmsten Gott unter mehrern Göttern, den sie in verschiedenen Gegenden unter verschiedenen Namen verehren, und von dem sie insgesamt zu glauben scheinen, daß er einst als ein Menschgewordener Gott auf Erden gewandelt habe; die Lamaiten glauben auch, daß mehrere verschiedene Götter menschliche Körper einnehmen, und dann in andere Körper wandern; die meisten ihrer Götter, welche sie Burchane nennen, waren ehemals Menschen, die durch ihre Heiligkeit zu der göttlichen Würde gelangt seyn sollen, und oft wieder in neugeborne Menschenkörper zurückkehren, und die Menschen zur Besserung ermahnen; eben so soll sich der in den Großslamen wohnende Gott bey dem Absterben mit einem Kinde oder einem erwachsenen Jünglinge vereinigen. Der fast von allen Lamaiten anerkannte Großlama hat zwar einige Ähnlichkeit mit dem Papste, er ertheilt Segen, Ablafs u. drgl.; aber er ist ein Gott, welcher einen Menschenkörper bewohnt, und zeigt in seinem Testamente an, an welchen Merkmalen der Mensch zu erkennen seyn wird, mit welchem er sich sogleich wieder vereinigen werde; der Dalailama wird fast als allwissend betrachtet, und auch wirklich angebethet. Die Lamaiten lehren zwar auf mehr als einerley Weise eine Trinität, aber sie ist von derjenigen, welche die Christen lehren, sehr verschieden. — Aus jener Ähnlich-

keit und dieser Unähnlichkeit des Lamaismus und des Christenthums veroffenbart sich schon von selbst eine Verwandtschaft, die dann der Hr. Verf. so weit es sich thun läßt, historisch nachweist, und zugleich den Ursprung des Lamaismus aus dem Christenthume auf eine sehr wahrscheinliche Art historisch widerlegt, wovon ein Auszug zu weitläufig werden würde.

Das zweyte Stück ist eine Übersetzung aus des berühmten Sprachgelehrten Silvestre de Sacy französischen Denkschrift über den gegenwärtigen Zustand der Samaritaner. Man findet hier in Kürze alles beysammen, was zwischen den Samaritanern und einigen europäischen Gelehrten vom 17. Jahrhunderte her unterhandelt worden, wann und durch welche Personen die sich in verschiedenen Bibliotheken befindenden 15 oder 16 samaritanischen Handschriften des Pentateuchs nach Europa gekommen. In Deutschland ist zwar dieses alles ohnehin bekannt, aber in verschiedenen Schriften zerstreut; man wird es also hier gesammelt gern lesen. Es kommt auch am Ende noch ein ganz neuer Briefwechsel hinzu, den der Senator Gregoire, welcher Nachrichten über die Veränderungen der religiösen Meinungen während des 18. Jahrhunderts sammelte, über den Zustand der Samariter mit den französischen Consuln in Syrien und andern Provinzen jener Gegenden angefangen, und durch diese Mittelpersonen verschiedene Nachrichten über die Samariter, und endlich auch Antworten auf vorgelegte Fragen von den Samaritern selbst erhalten hat. Endlich setzte Silvestre de Sacy, auf Gregoire's Ersuchen, einen Brief mit Fragen auf, der ins Arabische übersetzt und abgeschickt wurde, worauf 1811 von dem Priester der Samariter zu Naplusa (Sichem) eine ausführliche Antwort über die Lehre und den Gottesdienst der Samariter erfolgte, wovon hier nur das Wesentliche angeführt wird, indem Silvestre de Sacy den ganzen Briefwechsel herauszugeben gedenkt. Merkwürdig ist, was am Ende beygefügt ist, daß es heut zu Tage nirgends mehr Samariter gibt als zu Naplusa und Jaffa (Joppe), und zwar in beyden Städtchen nur 50 Familien, die insgesamt mit Weibern und Kindern etwa 200 Personen ausmachen. In Ägypten sind sie schon vor 100 Jahren, und heut zu Tage auch zu Damask und Gaza verschwunden.

Das dritte Stück ist die Fortsetzung von *Gregoire's Geschichte der religiösen Secten des 18. Jahrhunderts*, übersetzt, abgekürzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von *H. G. Tzschirner*. Die Abkürzung ist gut getroffen, das Bekannte weggelassen, und nur, was wenig oder gar nicht bekannt war, beybehalten. Die Anmerkungen sind

nicht häufig, aber hinreichend, und geben einige weitere Nachrichten und Ergänzungen, auch wohl manche Berichtigung. Ein Auszug würde zu vielen Raum wegnehmen. Wir geben also nur einige Bemerkungen, und heben einiges Merkwürdigere aus. So ist es auffallend, daß die Secten, die in Frankreich entstanden und sich eben nicht weit verbreiteten, alle schwärmerisch waren, und fast insgesamt von Frauenspersonen gestiftet wurden. Eben so merkwürdig ist, daß Gregoire in seiner Erzählung zwar allenthalben kaltes Blut behält; da er aber auf die neuen Pelagianer zu sprechen kommt, sogleich warm wird, und sich hierdurch als einen Augustinianer, oder wie man zu reden pflegt, als einen Jansenisten darstellt, der seine Gleichmüthigkeit verliert, sobald seine Lieblingslehre nicht anerkannt wird. Indessen sind doch die zwey ersten neuen Pelagianer zwey Bischöfe, nämlich la Lucerne, ehemals Bischof von Langres, und Duvoisin, gegenwärtig Bischof von Nantes: auf diese folgen die Priester Sineo in Turin, Abt Girard, ein ungenannter zurückgekehrter Emigrant, und der Verf. des Commentars über den neulich in Frankreich eingeführten Katechismus. Diese Männer werden nun in einem wehmüthigen Tone angeführt und sehr scharf getadelt, und dies bloß darum, weil sie die, ohne Taufe sterbenden Kinder nicht in Hölle schicken. Da Gregoire sonst ein so gemäßigter Mann ist, so ist diese Veränderung des Tones in der Erzählung um so viel auffallender. — Sehr merkwürdig sind, und vorhin ganz unbekannt waren die Verfolgungen der unirten Griechen in Lithauen, Volhynien, Podolien und der Ukraine 1795 und 1796, um sie von ihrer Verbindung mit den Lateinern abzubringen, und mit der russischen Kirche zu vereinigen. Katharina II. schickte in alle diese Provinzen nicht unirte Priester und Bischöfe, und gab den Civilbehörden Befehl, sie zu unterstützen; sie wurden auch von Polizeydienern begleitet. Die unirten Geistlichen wurden vertrieben, und ihre Güter confiscirt; an ihre Stelle tratten russische Geistliche; nur etwa der dritte Theil der unirten Seelsorger tratt, um die Pfründen zu behalten, in die russische Kirche über. Paul I. stellte dieses Unwesen sogleich ab, wie er dann auch viele andere Mißbräuche abstellen wollte, zog sich aber hierdurch den Haß der Unwissenden zu, und mußte zugeben, daß die russischen, den vormals unirten Griechen aufgedrungenen Geistlichen in ihren Pfarren blieben. Indessen setzte er doch einige katholische Bischöfe ein, und errichtete für sie zu Petersburg einen Gerichtshof, conseil de justice, dessen Präsident der Erzbischof von Mohilow ist. Sehr befremdend ist es allerdings, daß diese Verfolgung

so lange unbekannt geblieben ist, und dieses erregt bey Hrn. Tzschirner einiges Mißtrauen gegen die Wahrheit dieser Nachrichten; allein Gregoire behauptet, er habe sie von einem Augenzugen erhalten. Das Mißtrauen zu zerstreuen, hat sich Recensent bey zwey eingebornen Galiciern erkundigt, die einstimmig alles dieses bekräftiget haben. — So streng Gregoire, wie wir oben bemerkt haben, gegen die neuen, seyn sollenden Pelagianer ist, so freygebig ist er sonst in der Lehre von den Censuren, indem er S. 117 ff. vertheidigt, ein unirter griechischer Bischoff, der sich der Liturgie des h. Chrysostomus bedienet, könne in der Messe den Patriarchen von Konstantinopel nennen, weil weder der wirkliche Patriarch von Konstantinopel, noch dessen Vorfahrer seit dem Kirchenrath von Florenz, namentlich für schismatisch sind erklärt worden; er fügt noch aus einer Vertheidigung des Erzbischofs Tipaldi, mehrere Gründe hinzu: merkwürdig ist hierinfalls die Extravagante *ad evitanda*, welche den Beschlüssen des Kostnitzer Kirchenrathes beygefügt, und von Leo X. in dem Lateranischen Kirchenrathe ist bestätigt worden; da sie nicht so bekannt ist, als sie es wohl verdient: so wollen wir sie wörtlich anführen: „*ad evitanda animarum pericula statuit sancta synodus, ut nemo deinceps teneatur aliquem ratione alienjus sententiae vel censurae ecclesiasticae, jure vel ab homine generaliter promulgatae, vitare in sacramentorum administratione vel receptione aut aliis quibuscunque rebus divinis vel externis, nisi talis sententia seu censura contra certam personam, ecclesiam vel communitatem a iudice specialiter et expresse publicata vel denunciata fuerit.*“ Gregoire hat hier eine gute Sache sehr gut vertheidigt; wir können aber nicht alles anführen, sondern nur zum nachlesen empfehlen.

Das vierte Stück besteht aus 15 Briefen über den kirchlichen Zustand von Holland, und einer Tabelle zur Übersicht. Diese Briefe sind nicht nur für den Theologen, sondern auch für den Statistiker interessant, besonders wenn er in Stäudlins kirchlicher Geographie und Statistik H. Thl. den Artikel von der batavischen Republik S. 215 — 256 gelesen hat. Wir werden auch hier, der Kürze zu Liebe, nur einiges ausheben. Die Reformirten in Holland machen  $\frac{1}{4}$ , die Katholiken  $\frac{2}{3}$ , und alle übrige Christen und Juden  $\frac{1}{4}$  aus. Alle an einem Orte wohnende Glaubensgenossen, sie mögen eine oder mehrere Kirchen haben, werden eine Gemeinde genannt; die reformirten Gemeinden belaufen sich auf 1213, ihre Prediger auf 1463; die französischen Reformirten haben 34 Gemeinden und 32 Prediger u. s. w. Die Lutheraner haben 46 Gemeinden und 59 Prediger. Die verschiedenen Secten der

Wiedertäufer wird man kaum je wo anderwärtig so genau aus einander gesetzt finden. Vor allen merkwürdig und doch noch nicht hinlänglich und allgemein bekannt ist die Gesellschaft *Christo sacrum*, die erst 1797 sich aus einigen gewesenen und wirklichen Kirchenrathsmitgliedern der französischen reformirten Gemeinde zu Delft, gebildet hat. Der Zweck derselben ist, alle christlichen Parteyen zu vereinigen. Ihr Glaubensbekenntniß besteht nur in folgenden wenigen Artikeln: „Die Lehre der Bibel, wie sie durch Jesus und die Apostel geoffenbaret, und nicht von Menschen durch Spitzfindigkeit entstellt worden, ist göttlich; Gott, wie höchst gütig und barmherzig er ist, ist auch eben so gerecht, und fordert Strafe der Sünde; weil die ganze verderbte Menschheit der göttlichen Strafgerechtigkeit keine Genugthuung zu geben vermochte, so ist der Erlöser zwischen beyde getreten, und hat die Strafen auf sich genommen, wozu er, als Gott und Mensch, allein fähig war; alle die an Jesum als Erlöser glauben, bußfertig seine Zwischenkunft anrufen und annehmen, werden sogleich erlöset, während durch die Gerechtigkeit des Mittlers der h. Geist in den Bußfertigen Glauben und Bekehrung wirket.“ Alle übrigen Lehren sind der Einsicht eines jeden überlassen; wer aber die angeführten Artikel nicht insgesamt annimmt, wird in diese Vereinigung nicht aufgenommen. Ausführlicher redet hiervon Stäudlin in seinem Magazin für Religion-, Moral- und Kirchengeschichte H. B. I. St. Nach dem Sinne der Stifter sollen sich die Mitglieder nicht geradezu von ihrem vorigen Glaubensbekenntnisse lossagen, sondern an den öffentlichen Gottesdienst desselben Theil nehmen können, damit auf diese Art alle christliche Secten in dem *Christo sacrum* einen Vereinigungspunct haben könnten. Allein andere Gemeinden, und vorzüglich die reformirten Prediger warneten vor der Theilnahme an dieser Gesellschaft, und versagten denjenigen, die derselben beystimmten, das h. Abendmahl. Aus dieser und anderen Ursachen konnte die Gesellschaft nicht zahlreich werden, und die Stifter haben, anstatt eine Vereinigung der Secten zu bewirken, nur eine neue Secte gestiftet, und die alten Spaltungen vermehret. Ein warnendes Beyspiel. — Die Zahl der katholischen Gemeinden belauft sich auf 308 mit 575 Geistlichen. Von den Jansenisten, die sich altrömisch nennen, sind die Nachrichten zu kurz; sie haben 33 Gemeinden mit 34 Geistlichen; das übrige, was hier von ihnen berichtet wird, ist bekannt. — Für die Juden ist 1808 zu Amsterdam ein Consistorium von 13 Mitgliedern errichtet worden, aber es wurde vereitelt; sonst wird von ihnen hier nichts vorhin unbekanntes

Wichtiges erzählt. — Die Kantische Philosophie hat in Holland sehr wenig Eingang gefunden, ungeachtet van Hemert als eifriger Vertheidiger und Verbreiter auftrat; die Systeme, die auf das Kantische gefolgt sind, wurden kaum dem Namen nach bekannt; in den Vorlesungen folget man noch immer den Wolfischen oder auch Vorwolfischen Lehrbüchern, aber doch auf eine eklektische Art. — Sehr merkwürdig ist der 11. Brief S. 191—200 von der Lage der orientalischen und biblischen Literatur, deren besseres Studium ursprünglich in Holland aufgeweckt worden; es ergibt sich aus den hier gelieferten Nachrichten, daß die holländischen Philologen nicht so voreilig vorwärts eilen, als manche in Deutschland, sondern keinen Schritt ohne Bedachtsamkeit und ohne kluge Umsicht thun, und auf diese Art wohl um so viel gründlicher vorschreiten dürften, welches auch einige Schriften bezeugen, die dem Recn. zugekommen sind.

Gotthold Ende.

*Histoire des croisades. Seconde partie, contenant l'histoire des seconde et troisième croisades; par M. Michaud, avec une carte des états chrétiens en Asie, et le plan de Ptolemais deuxième volume. A Paris, chez Michaud frères, libraires, rue des bons enfans Nro. 34, et chez Tillet, Imp. lib. rue Christine, N. 5. de l'imprimerie de L. G. Michaud. 1814. 587 S. gr8.*

Die Geschichte der Kreuzzüge hat zugleich Zeit so in Deutschland als in Frankreich in Hrn. Wilken und Hrn. Michaud, zwey unermüdete Arbeiter gefunden, die mit derselben Anlage des Plans, und mit Benutzung derselben orientalischen Quellen ihren Weg neben einander fortgehen, ohne deshalb dem Verdachte zu unterliegen, daß einer die Arbeit des anderen für die eigene benützt. Hr. M. verwahrt sich gegen diesen Verdacht schon durch die in einer Note angebrachte Versicherung, daß er kein Deutsch versteht, noch besser aber durch den Umstand, daß dieser Band ausser der Geschichte des Königreichs Jerusalems auch die des zweyten und dritten Kreuzzuges unter Ludwig VII. und Richard Löwenherz umfaßt, welche erst in Hrn. Wilkens noch nicht erschienenem dritten Bande behandelt werden. Übrigens versprechen Beyde die Geschichte der Kreuzzüge in vier Bänden zu beendigen, und denselben einen fünften folgen zu lassen, welcher bey Hr. M. die Literatur der Geschichte der Kreuzzüge, bey Hr. W. einzelne Untersuchungen und Abhandlungen

über die Wirkungen, und den Einfluß derselben enthalten soll. Wenn Hr. W. den Vortheil voraus hat, die Quellen des Oriens in der Ursprache benutzen zu können, so hat Hr. M. diesen Mangel theils durch die bekannten Auszüge Dr. Bertheleauds, theils durch ähnliche Arbeiten des jungen gelehrten Orientalisten, Hrn. A. Jourdain, zu ersetzen gesucht, dessen Auszüge aus orientalischen Geschichtschreibern, in den *pieces justificatives* besonders gegeben werden. Der Inhalt der vier Bücher, (4—8) aus denen dieser zweyte Band besteht, ist folgender:

V. Buch. Zwietracht der christlichen Fürsten (Baldwins und Tankreds), der fränkischen und griechischen Kreutzfahrer (Boemunds und Alexis), Eroberung von Ptolemais mit Hülfe der Genueser, die hohe Bedingungen machen. Zerstörung der berühmten orientalischen Bibliothek zu Tripolis, wo wenigstens hunderttausend Handschriften im Brand aufgingen. Landung Sigurs aus Norwegen, mit zehntausend Normännern. Neue Kriege mit den türkischen Dynasten von Mossul und Damaskus. Baldwins Tod, *pendant son regne, qui dura dix-huit ans les habitans de Jerusalem entendirent chaque année la grosse cloche, qui annonçoit les Sarrazins. Ils ne virent presque jamais dans le Sanctuaire le bois de la vraie croix, qui accompagnoit les armées à la guerre, et dont la vue suffisoit souvent pour donner la victoire aux Chrétiens.* Belagerung von Tyrus, vorzüglich mit Hülfe der Venetianer. Erscheinung der Assassinen in Syrien. Gründung des Reichs der Atabegen durch Sengi, den Sohn Aksankor's. Christlicher Föderativstaat von Antiochien, Edessa, Tripolis und Jerusalem. Stiftung der Templer und Johannsritter. Tod Baldwins II. Regierung seines Nachfolgers Fulco's von Anjou, und Regentschaft der übel berüchtigten Königin Melisende. Sengi erobert Edessa.

VI. Buch. Der heilige Bernard predigt den zweyten Kreuzzug, an dessen Spitze Ludwig der VII. nach dem heiligen Lande zieht. Die Kanzel worauf er predigte, war in der Kirche von Vezelai zu sehen, bis zum Ausbruche der franz. Revolution, wo sie zerstört ward. Suger, Abt von St. Denis, steht an der Spitze der Staatsverwaltung, während der Abt von Clairvaux (Bernard) das Kreutz predigt. Unglücklicher Zug Kaiser Conrad des III. nach Konstantinopel. *Les Allemands maltraités par les Grecs ne chercherent point à en tirer une vengeance, qui leur étoit facile, et qui d'après les idées du siècle pouvoit leur paroître glorieuse. C'est ce qui a fait dire à Montesquieu, que les Allemands étoient les meilleures gens du monde.* Ärgerliche Aufführung Eleonorens, der Gemahlinn Ludwig des VII. Der junge Türke, dem zu Liebe

sie Gemahl und Glauben verlassen wollte, konnte aber wenigstens nicht Saladin gewesen seyn, der damals kaum zehen Jahre alt war. Der Befreyung Edessa's, wofür man die Waffen ergriffen hatte, wurde die Belagerung von Damaskus vorgezogen. Kaiser Conrad zeichnet sich bey derselben durch persönliche Tapferkeit aus, indem er einen sarazenischen Riesen entzweyhaut. Die Belagerung wird aufgehoben durch die Uneinigkeit der christlichen Fürsten. Ausgelassenheit der Sitten. Als eine der verderblichsten Folgen dieses Kreuzzuges sieht Hr. M. die dadurch veranlafte Ehescheidung Ludwigs des VII. mit Eleonora von Guenne an, weil dadurch Aquitanien in die Hände der Engländer kam. Josselin stirbt im Gefängnisse zu Haleb, Raymund II., Graf von Tripolis, wird von zwey Assassinen ermordet. Nureddin, der Nachfolger Sengi's bemächtigt sich aller christlichen Städte in Mesopotamien. Dafür erhielt er, wiewohl er auf seinem Bette starb, in der islamitischen Geschichte den Titel eines Blutzengen (Schehid).

VII. Buch. Eroberung von Askalon (genannt die Braut Syriens). Nureddin entsetzt Paneas und Sidon. Amalrich des Nachfolgers Baldwins III. Anschläge wider Ägypten. Verrätherey des Vesiers Schawer, erst an seinem Herrn dem Chalifen, dann an seinen Verbündeten, sowohl den Franken als den syrischen Moslimen. Die Templer weigern sich den zweyten Feldzug mitzumachen, während die Johaniterritter ihre Gegner denselben eifrig unterstützen. Nureddin gewinnt vor Amalrich den Vorsprung, und sein Feldherr Schirkuh zieht in Kairo als Sieger ein. Salaheddin, der Sohn Ejubs, gründet seine ägyptische Herrschaft unabhängig von der syrischen Nureddins, nach dessen Tod er sich auch das Majestätsrecht des Kanzelgebets aneignet. Wiewohl Hr. M. mehrere orientalische Biographien Salaheddins benutzt hat, so kannte er doch nicht das Handbuch seiner Regierungskunst, den politischen Tractat des Scheichs *Abunedschib*, welchen Salaheddin immer bey Handen hatte, wie Alexander die Ilias, und dessen Inhalt mit der Weisheit und Gerechtigkeit, welche die Regierung Salaheddins verherrlichten, vollkommen übereinstimmt. Feldzüge der Kreuzfahrer wider diesen Helden des Islams. Unglückliche Schlacht von Saffuri. Gui von Lusignan und die Vornehmsten des christlichen Heeres gefangen. Nablus, Jericho, Ramla, Jaffa, Beirut, Ptolemais, und zuletzt Jerusalem selbst fallen in die Hände des Siegers. *Une croix d'or ayant été arrachée au dôme de l'église des templiers et traînée dans les rues par les Sarrasins, tous les Chrétiens jetèrent des cris de douleur et d'indignation et Jerusalem désarmée fut sur le point de se soulever contre les vainqueurs.*

Salaheddins Kanzelgebet nach seinem Einzuge in Jerusalem. Niedergeschlagenheit der christlichen Welt, die sich auf Gregor des VIII. Anruf zu einem neuen Kreuzzuge aufrafft.

Das VIII. Buch beschäftigt sich bloß mit der Geschichte der berühmten Belagerung von Ptolemais, das auch in der neuesten Kriegsgeschichte unter dem Namen von S. Jean d'Acre wie vor sechshundert Jahren die Blicke des Orients und Occidents auf sich zog. Damals von Salaheddin vertheidigt, wider Philipp von Frankreich, Richard Löwenherz, Friedrich von Schwaben, und Leopold den Tugendhaften von Österreich, wie diesmal wider Bonaparte, von Sidney Smith, dem sein Vaterland dafür in seinem Wappen den Namen Löwenherz zuerkannte. Schon hiedurch gewinnt diese Feste, vor so vielen anderen in der Geschichte der Kreuzzüge erwähnten höheres Interesse, und die ausführliche Beschreibung dieser Belagerung so wie der zur besseren Verständlichkeit derselben beygegebene Plan von Ptolemais stehen hier ganz an ihrem Orte. Der *verfluchte Thurm*, und der *Thurm der Engländer*, die in der jüngsten Belagerung durch den Angriff der Franzosen und die Vertheidigung der Engländer neue Bedeutsamkeit erhielten, waren schon in jener ersten Belagerung eusezeichnet, so wie der *Fliegenthurm*, vor dem Leopold der Tugendhafte zu Felde lag. Die Pest wüthete damals wie diesmal, so in den Mauern der Stadt, wie in dem Lager der Belagerer, zwey bis dreyhundert Kreuzfahrer erlagen täglich ihrer Wuth, vereint mit der Noth des Hungers. Friedrich von Schwaben starb in seinem Zelte, nachdem er allen Gefahren der Schlacht entgangen war. Sibylla, Gemahlinn Gui von Lusignans, starb mit ihren zwey Kindern, und ihr Tod säete Zwietracht zwischen die Kreuzfahrer, Franzosen und Engländer theilten den Hals ihrer Fürsten, und der letzte beleidigte noch den Markgrafen von Österreich durch Beschimpfung seines Banners, und durch seine Feindschaft mit dem Markgrafen von Tyrus, von dessen Meuchelthod ihn wenigstens die orientalischen Quellen nicht frey sprechen. Überhaupt erscheint Richards Charakter von der unparteyischen Fackel der Geschichte beleuchtet, in einem weit grellerem Lichte als das romantische, in welchem die europäische Lesewelt denselben bisher zu erblicken gewohnt war. Richard machte sich vor Ptolemais des Mords von fünftausend Gefangenen schuldig, wie Bonaparte vor Jaffa *Sans pitié pour des ennemis désarmés, et pour les chrétiens, qu'il exposoit à de sanglantes représailles, il fit massacrer cinq mille Musulmans devant cette Ptolemais qu'ils avoient si vaillamment défendue.* Leopold der Tugendhafte von Richard beleidigt, ver-

lor die Lust an den Arbeiten der Mauern Askalons. *Leopold d'Autriche accusé par le Roi d'Angleterre de rester oisif avec ses Allemands, se contenta de répondre qu'il n'était ni charpentier ni maçon.* — Noch mehr aber ward er durch den Meuchelmord seines Veters Konrad, des Markgrafen von Tyrus aufgebracht, als dessen Urheber Richard auch von arabischen Geschichtschreibern geziehen wird. Darf diesen Glauben beygemessen werden, so erschienen nicht minder als sechsmal hundert Tausend Kreutzfahrer vor Ptolemais, von denen kaum hundert Tausend ihr Vaterland wieder sahen. Richard und Salaheddin waren die Helden dieses Kreutz-zuges, deren Charakterbeschreibung zu Ende des achten Buches als Seitenstück dasteht zur Charakteristik Sigers und Bernards zu Ende des sechsten. Von Richard sagt Hr. M.: *Il cultivä les lettres et merita une place parmi les troubadours, mais les arts n'adoucirent point son caractere; sa ferocité autant que son courage le fit surnommer coeur de lion. Emporté par l'inconstance de ses inclinations il changea souvent de projets d'affections et de maximes, il brava quelque fois la religion et très souvent se dévoua pour elle. Tantot incrédule tantot superstitieux; sans mesure dans sa haine comme dans son amitié, il fut excessif en toute chose, et ne se montra constant que dans son amour pour la guerre.*

Die achtzehn der Geschichte angehängten Belege sind: 1) Kurze Kenntniss der Fürsten von Damaskus, 2) der Fürsten von Mossul, 3) der Fürsten von Haleb, 4) der Fürsten der Familie Ortok, 5) Akte des Conciliums von Naplus zur Sittenverbesserung der Christen in Palästina, gehalten im J. 1120. Ein sehr merkwürdiges Aktenstück über den Zustand des damaligen Sittenverderbnisses, das allen Lastern des Occidents und des Orients Thür und Angel geöffnet hatte. Ehebrecher und Knabenschänder sind indessen weit strenger bestraft als Glaubensabtrünnige, besonders Geistliche; von diesen heisst es blofs Ch. 21. *Si un moine ou chanoine regullier apostasie, qu'il revienne à l'ordre ou rentre dans sa patrie.* 6) Die Urkunde des zwischen den Venetianern und den Fürsten des Königreichs Jerusalem, wegen der Belagerung von Tyrus geschlossenen Traktates. 7) Die Bulle Pabst Eugens III. zur Eröffnung des zweyten Kreutz-zuges. 8) Auszug aus der Geschichte Ibn Firats über die Belagerung von Damaskus, von Hrn. Jourdain. Die Note bemerkt, daß Berthereau die Chronik Ibn Firats nicht gekannt habe. (Sie befand sich nämlich unter denen von Denon aus der Wienerbibliothek weggeschleppten, und derselben nun wieder

zurückgestellten Manuscripten). 9) Bericht Salaheddins, abgefafst vom Richter Alfadbil an den Chalifen von Bagdad, über die Eroberung von Jerusalem und die Schlacht von Tiberias. 10) *Chutbe* oder Kanzelgebet am ersten Freytag nach der Eroberung Jerusalems durch Salaheddin, gehalten von Mohammed Ben Seki. Dieses *Chutbe* ist hier nur stückweise und frey, in den Fundgruben des Orients (III. Bd. S. 120) ganz und wörtlicher übersetzt. Der Kanzelredner heisst dort Mohadscheddin Esengi, und ist, da das *Chutbe* dasselbe ist, wohl dieselbe Person mit dem oben Genannten. 11) Bulle von Gregor dem VIII. gegeben im J. 1187, die Christenheit zur Wiedereroberung Jerusalems aufzurufen. 12) Akte des Conciliums von Paris, gehalten im J. 1188, zur Einführung des saladinischen Zehends (der ersten Türkensteuer). 13) Renaudots Note über das griechische Feuer, wodurch das eigentliche feu gregeois, dessen man sich schon zur Zeit Valentinians bediente, von dem medischen Feuer der Araber (dessen Hauptbestandtheil Naphta war) unterschieden wird. 14) Memoire über den Wald von Saron (dem bezauberten Walde Tasso's) von Hrn. Paultier, schon bekannt durch seine Herausgabe der Charte Syriens. Wir wünschen, daß seine topographische Beschreibung Syriens, die er noch in seinem Pulte verschließt, bald das Licht erblicken möge. 15) Auszug einer anonymen Chronik vom 15. Jahrhundert aus den Manuscripten der Sorbonne. *Comment li rois Richars fu mis hors de prison par Blondrel le menestrel.* Die bekannte Dichtersage. 16) *Extrait d'un voyage fait dans le pays de Galles par Baudouin archeveque de Cantorbery;* sehr merkwürdig zur Kenntniss der Sitten und des Geistes der Waliser im 12. Jahrhundert. Wunder an Wunder, wie in den Reisen Sindbad's aus der tausend und einen Nacht. 17) *Lettre à M. Michaud, sur les Assassins par M. A. Jourdain.* Hr. P. hat dieses Schreiben aus dem Memoire des Freyherrn S. de Sacy über die Assassinen, aus einem Memoire des Hrn. Quatremere über denselben Gegenstand, das im IV. Bande der Fundgruben erscheint, und aus dem Auszug der Geschichte Mirchonds den er im IX. Bande der *Not. et Extr. des monuscrits de la bibliotheque Imperiale* gegeben, zusammengetragen, so daß es für den mit den genannten drey Memoires nicht bekannten Leser immer viel Neues enthält. 18) *Suite de l'Analyse des cartes et plans dressés pour l'histoire des Croisades par C. M. Pillet,* dem der Verf. die zu dem Werke gehörigen Charten verdankt, deren Aufriß hier durch Belege begründet wird. *Σ.*

## Allgemeine Literaturzeitung.

N<sup>ro.</sup> 102.

Freitag, den 23. December

1814.

## Apologetik.

*Ueber die Haltbarkeit des Glaubens an geschichtliche höhere Offenbarung Gottes, in Bezug auf neuere Angriffe dieses Glaubens, zur Beleuchtung der Consequenz, des Sinnes, der Möglichkeit und des Bedürfnisses desselben. Einige Abhandlungen von Friedr. Steudel, ersten Diaconus in Tübingen. 1814. Stuttgart, bey Joh. Friedr. Steinkopf. 18 Bogen und 1½ Bog. Vorrede und Inhaltsanzeige in kl. 8.*

Diese Abhandlungen über die wichtigsten und neuesten Streitfragen der Philosophen und Theologen, der Rationalisten und Supranaturalisten, sind zwar nicht in ein gefälliges Gewand eingekleidet, indem die Schreibart, wie der Hr. Verf. in der Vorrede selbst aufrichtig gesteht, schwerfällig, und, wie Rec. hinzusetzen muß, häufig mit zu vielen Incisen überladen ist, mithin eine gespannte Aufmerksamkeit erfordert; sie sind aber sehr lesenswerth, und man findet für die Mühe, die das Lesen kostet, hinlängliche Entschädigung in der Zusammenstellung und Beurtheilung der wichtigsten Einwendungen, welche von Philosophen und Theologen in den neuesten Zeiten gegen den Supranaturalismus sind vorgetragen worden. Das Buch ist also ein Wort zu seiner Zeit, und wird bey uneingenommenen Lesern seine Wirkung nicht verfehlen, zumal da es in einem gelassenen und bescheidenen Ton geschrieben ist, alle aufbrausende Ausfälle vermeidet, und manche neue Ansichten liefert; nur hier und da wünschet man etwas weniger Strenge in der Bestimmung der geoffenbarten Glaubenslehre und etwas mehr Liberalität. Dem Verf. Schritt für Schritt zu folgen, gestattet der Raum nicht, wir werden also nur eine allgemeine Übersicht geben, dann einige ausheben, und unsere Bemerkungen einstreuen.

Hr. Steudel hat diese Abhandlungen in zwey Theile vertheilet. Im ersten S. 1—141 rechtfertiget er die Möglichkeit der Consequenz in dem Sy-

Zwölftes Heft.

steme des Supranaturalismus, und gibt die Grundsätze an, nach welchen die Consequenz kann behauptet werden, in Bezug auf die neueren Einwendungen. Dieser Theil ist gegen folgende Schriften gerichtet: *Wer ist consequent? Reinhard oder Tzschirner? oder keiner von beyden? beantwortet in Briefen an einen Freund von Prediger Sachse in \*\*\*.* 1811. Köppen *Philosophie des Christenthums; Schott und Rehkopf im Journal für Prediger* II. Band. 1. Heft. 1811; *Tzschirners Briefe veranlaßt durch Reinhard's Geständnisse* 1811; *Kelle's vorurtheilsfreye Würdigung der mosaische Schriften, als Prüfung der mythischen und offenbarungsglaubigen Bibelerklärung* II. Heft 1812. Die älteren Flugschriften, welche gegen die so eben genannten Bücher erschienen sind, als *freymüthige Bemerkungen über Consequenz und Inconsequenz* 1812; *Ehrenrettung des Supranaturalismus*, und mehrere andere, hat Hr. Steudel zwar benutzt, ist aber doch überall seinen eigenen Weg gegangen. Im zweyten Theil S. 142—286 rechtfertiget der Herr Verf. die Möglichkeit eines vernunftgemäßen Glaubens an eine höhere geschichtliche Offenbarung Gottes, und gibt die Gründe an, auf welchen derselbe beruhet, in Bezug auf neuerlich geltend gemachte entgegengesetzte Ansichten. Dieser Theil ist, wie Hr. Steudel in der Vorrede anmerket, später geschrieben als der erste, und zielt vorzüglich auf die zwey Schriften: *F. H. Jacobi von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung*, Leipzig 1811; *J. F. Fries von deutscher Philosophie, Art und Kunst, ein Votum für F. H. Jacobi gegen F. W. J. Schelling*, Heidelberg 1812. Nebstdem ist hier, wie im ersten Theil, auch auf *Köppens Philosophie des Christenthums* Rücksicht genommen. Herr Steudel würde seinen Abhandlungen mehr Deutlichkeit verschafft haben, wenn er alle Rubriken, die er in der vorgesetzten Übersicht des Inhalts angibt, allenthalben an Ort und Stelle, wo sie hin gehören, als Aufschriften eingeschaltet hätte, wodurch die Aufmerksamkeit des Lesers sogleich auf den Gegenstand wäre gerichtet worden, von welchem nun die Rede folgen sollte.

Der Hr. Verf. beginnt damit, daß er anmerket, Consequenz sey eine Anforderung des inñeren Menschen, daß also, wer den Supranaturalismus inconsequent findet, nicht, wie jemand behauptet hat, ein Supranaturalist bleiben könne; und daß der Supranaturalismus, wenn er ein blinder Köhlerglaube ohne Untersuchung und Prüfung wäre, wie ihn die Rationalisten vorstellen, nothwendig für inconsequent erklärt werden müßte; da aber derselbe auf Gründen beruhet, welche die Vernunft überzeugen: so kann ihm Inconsequenz nur mit Unrecht zur Last gelegt werden. Denn der Supranaturalist nimmt die höhere Offenbarung, die Urkunden derselben, die in denselben enthaltenen Lehren nicht blindlings, sondern nur nach tiefen Untersuchungen, nach einer reifen Prüfung, und nach haltbar gefundenen Gründen an, die seine Vernunft von der Göttlichkeit überzeugen; er folget also immer der Vernunft, und wer dieser folget, ist nicht inconsequent. Er nimmt nirgends etwas an, welches gegen die Vernunft stritte; wenn er aber in den Urkunden der Offenbarung nach den Regeln der richtigen Hermeneutik Lehren findet, welche die Vernunft nicht entdecken, nicht begreifen, nicht erklären kann, die jedoch mit der Vernunft nicht im Widerstreit sind: so nimmt er auch diese an, folget aber doch auch hierbey noch immer standhaft der Vernunft, welche, sich ihrer Beschränktheit bewußt, erkennt, daß es Wahrheiten geben, und Gott sie offenbaren kann, welche der Vernunft unzugänglich, unerkennlich sind, weil es selbst im Menschen und in der physischen Welt viele solche ausgemachte Wahrheiten gibt, welche die Vernunft nicht begreifen, nicht erklären kann. Die Vernunft bleibt sich also hierinfallig ganz consequent, wenn sie sich nicht für allwissend hält, ihre Gerichtsbarkeit nicht über ihre Gränzen ausdehnet, und so nicht unvernünftig handelt. Der Rationalist hingegen legt seiner Vernunft schlechtweg den Primat über alles bey, und läßt nichts unbegreifliches gelten, ohne daß er voraussetzen kann, es gebe keine unbegreifliche Wahrheiten, oder Gott könne oder wolle keine solche Wahrheiten offenbaren, und wendet daher die Stellen der Offenbarungsurkunden, wenn er sie ja annimmt, mit Gewalt so lange, bis sie etwas aussagen, welches ihm begreiflich ist, wodurch er gegen die Auslegungskunde, die ein Zweig der Logik ist, anstößt. Kurz er unterwirft alles seiner Vernunft, ohne zu bedenken, auf welche Abwege die Menschen und Völker durch die, sich selbst überlassene Vernunft gerathen sind. Wenn es heißt: der mündig gewordene Sohn soll nicht mehr blindlings den Aussprüchen seines Vaters folgen, so gilt dieses wenigstens dann nicht, wenn der Vater in der Sache viel erfahrner ist, als der Sohn. (Vielleicht ist aber diese Bemerkung gar

nicht nöthig, indem auch die gelehrtesten und scharfsinnigsten Philosophen, im Vergleich mit dem allwissenden und allweisen Gott, kaum unmündige, geschweige mündige Kinder sind; und was soll man erst von ungelehrten, unwissenden, größtentheils auch kurzichtigen gemeinen Menschen sagen? sollen diese sich blindlings den Aussprüchen der Rationalisten unterwerfen? dazu dürfte wohl die immer nur gar zu sehr menschliche Auctorität dieser Philosophen schwerlich hinreichen. Eine ähnliche Anmaßung mißbilliget Cicero Acad. Qu. IV. 136.: „illa vero ferre non possum non quo mihi displiceant; sunt enim Socratica pleraque mirabilia Stoicorum, quae *κατάλογος* nominantur; sed ubi Xenocrates, ubi Aristoteles ista tetigit? hos enim quasi eosdem esse vultis. Illi unquam dicerent, *sapientes solos esse reges? solos divites? solos formosos? omnia, quae ubique essent, sapientis esse? neminem consulem, praetorem, imperatorem, nescio an ne quinquevirum quidem quemquam nisi sapientem, postremo solum civem, solum liberum? insipientes omnes esse peregrinos, exsules, servos, furiosos? denique scripta Lycurgi, Solonis, duodecim tabulas nostras non esse leges? nec urbes denique aut civitates, nisi quae essent sapientium?*“) — Hr. Steudel setzet alles dieses, was wir in die Kürze zusammengezogen haben, ausführlich aus einander, und bemerkt hierauf, daß die Rationalisten unter den Theologen, die das Volk aus den Urkunden der Offenbarung belehren, und es auf dieselben verweisen, eben keine strenge Consequenz bezeugen, indem sie in den Aussprüchen der Vernunft für ein solches Betragen keine Rechtfertigung finden, und die Bibel dieses nicht billiget, (auf welche sie sich aber nur durch eine neue Inconsequenz berufen können). Die Zweydeutigkeit, unter welche sie sich verbergen, indem sie das Wort *Offenbarung* in einem anderen Sinn, als das Volk nehmen, kleidet Männer, die überall consequent seyn wollen, sehr schlecht.

Hr. Schott hat in dem oben genannten Journal (und auch in seiner Dogmatik) vorgeschlagen, I. nicht alles, was hermeneutisch erweisliche Lehre des N. T. ist, anzunehmen, sondern die Zeitideen von dem allgemeingültigen Inhalte kritisch zu scheiden, und II. auch dasjenige abzusondern, was in den Urkunden der Offenbarung nirgends als wesentlicher Bestandtheil der christlichen Religion behandelt, auch nicht als Grundlage anderer wesentlichen Belehrungen betrachtet wird; auf diese Art sey dem Christenthume die Consequenz gesichert. Hr. Steudel weist beydes zurück, weil man kein sicheres Kriterium dieser Scheidung habe, und folglich leicht zu vieles abgeschieden werden könnte. So wenig man diese Bemerkung des Hrn. Verfs. schlechtthin läugnen kann, so liegt doch in Schotts

Vorschlägen unstreitig etwas Wahres; denn bloße Zeitideen, die im N. T. gewiß nicht zu verkennen sind, gehören doch gewiß nicht zur Lehre des Christenthums, welches für alle Zeiten bestimmt ist, wie denn auch die Theologen zu allen Zeiten bald mehr bald weniger, und gewiß nicht alles dieses Mehrere oder Wenigere mit Unrecht, in diese Classe gesetzt haben. Wenn aber diese Scheidung nicht der *Alterthumskunde* überlassen, sondern, wie Hr. Schott sagt, der *forschenden unbefangenen Vernunft* zugestanden werden soll, so weiset dieses Hr. Steudel mit Recht gänzlich ab, indem keine Vernunft ganz unbefangen, keine Vernunft *die Vernunft*, sondern immer nur *eine Vernunft* ist, die in jedem Subjecte etwas anderes den Zeitideen zuweisen würde, dafs am Ende wenig oder gar nichts übrig bleiben dürfte. Auch Schott's zweyter Vorschlag kann schwerlich ganz und schlechtweg zurückgewiesen werden, und wenn ihn Hr. Steudel geradezu verwirft, so scheint er uns hier eine bloße Seite zu geben; denn wenn er, dieser seiner entgegengesetzten Meinung zu Folge, auf die Einwirkung des Teufels in den menschlichen Körper zur wesentlichen Lehre des Christenthums rechnet, so wird er doch die Worte Pauli an den, von Apollo in die Sklavinn zu Philippe gesandten Geist Ap. Gesch. 16, 18.: *παράγγελλω σοι ἐν τῷ ὀνόματι Ἰησοῦ Χριστοῦ ἐξελθεῖν ἀπ' αὐτῆς*, mit den Äußerungen eben dieses Apostels 1 Cor. 8, 4. 10, 19., dafs alle Götter und Götzen nichts sind, schwerlich vereinigen können; denn was Nichts ist, kann ja keinen Geist in den Körper des Menschen senden, dem doch Paulus, als gegenwärtig, auszufahren befiehlt, und mithin blofs nach den Vorstellungen der Philippenser redet. Dergleichen Widersprüche würden viele entstehen, wenn man gar keine Zeitideen, nichts Unwesentliches im N. T. annehmen wollte. Selbst das Gebot der Apostel Ap. Gesch. 15, 20., sich von Götzenopfern, vom Erstickten und vom Blut zu enthalten, müfste zu dem wesentlichen des Christenthums gehören, und würde große Schwierigkeiten machen. Uns scheint, dafs wenigstens dasjenige nicht zu dem Wesentlichen der Religionslehre gehört, von welchem in dem N. T. zweyerley, einander gegenseitig ausschließende Vorstellungen vorkommen, aus welchen eine doch wohl bloße Einkleidung nach den Zeitideen, und folglich nicht wesentlich seyn muß, wo es dann nicht selten gar nicht schwer ist, die Einkleidung von der Lehre zu unterscheiden, wie z. B. in dem eben angeführten Gebot der Apostel, und auch in dem, was wir Joh. 12, 27. Matth. 13, 19. Mark. 4, 15. Luk. 8, 10. Ap. Gesch. 6, 3. 1 Cor. 7, 5. 2 Cor. 2, 11. 11, 14. 1 Thessal. 2, 18., vom Einfahren des Satan in Judas, von Rauben des Samens der

Lehre aus dem Herzen der Menschen durch den Satan, und von Versuchungen des Teufels lesen, da doch die Versuchungen und Sünden insgesamt Jak. 1, 14—15., Matth. 15, 18—19., Mark. 7, 21. u. in a. St. aus ganz anderen Quellen hergeleitet werden. Wir erschweren uns die Apologetik selbst gar zu sehr, wenn wir zu vieles vertheidigen wollen, gleich dem Feldherrn, der eine zu weit gezogene Linie, oder alle, auch unhaltbare Castelle vertheidigen will; er geräth in die größte Gefahr geschlagen zu werden, und wird gewöhnlich auch wirklich geschlagen, zumal, da der angreifende Feind obnehin immer einige Vortheile voraus hat.

Tzschirner behauptet, das Christenthum könne, wenn auch ein *reine Vernunftidee als oberste Glaubensregel aufgestellt, und der Inhalt der Bibel nach derselben beurtheilt wird, noch immer als eine höhere Offenbarung gelten, wenn diese nur nicht auf etwas, welches der Vernunft unerkennbar ist, sondern auf die Gründung einer Kirche und auf die Bestätigung der Vernunftreligion bezogen wird.* Hr. Steudel gestehet diesem, gewisser Mafsen supernaturalistischen Rationalismus Scheinbarkeit zu, und erläutert ihn selbst durch eine Vergleichung mit dem Mosaismus; widerlegt ihn aber hernach aus guten Gründen. Denn die Vergleichung mit dem Mosaismus führet doch nicht weiter als auf die Veränderung des äußerlichen Gottesdienstes (und der politischen Verfassung), und etwa noch auf die Aufhellung einiger religiösen Begriffe, welche aber durch das Christenthum nicht für irrig, sondern nur für unvollständig erklärt werden, u. s. w. So viel Rec. sieht, bleibt die Hauptschwierigkeit immer diese, dafs die Vernunft der Menschen durch den Lauf der Jahrhunderte so wandelbar ist; wären die Gnostiker, welche schon vor 16—17 Jahrhunderten einen Rationalismus nach ihrer Überzeugung lehrten, die herrschende Partey geworden: wohin wäre es mit dem ächten Christenthume gekommen? Rec. unterfanget sich zu fragen, ob etwa nach Verlauf anderer 16—17 Jahrhunderte der dermalige Rationalismus viel anders betrachtet werden dürfte, als uns jetzt des Gnosticismus erscheint. Gellerts Hut wird sich wohl immer bewähren, so lange die Philosophen Menschen bleiben. Kurz, sobald nicht *eine Vernunft*, sondern *die Vernunft* sprechen wird, so wird sich alles zum Ziele legen; aber *die Vernunft* ist nirgends unter den Menschen, sondern nur in Gott. Man mag endlich auch noch erwägen, ob nicht auf eine solche Art, wie hier vorgeschlagen wird, auch der Mohammedaner die Göttlichkeit seines Korans, der Geber seines Zend-Avesta, und der Indianer die Göttlichkeit seiner Veda's vertheidigen könnte, zumal, da die Vernunft in diesen Religionsparteyen viel anders gebildet ist. Ein Grundsatz.

aus welchem schulgerecht eine Ungereimtheit folgt, kann nicht richtig seyn.

Kelle will die *höhere Offenbarung Gottes glaubig angenommen wissen, doch so, daß der reine Inhalt von menschlichen Zusätzen erst geschieden werde*, (welches er in seiner angekündigten Bibelübersetzung zu leisten, versprochen hat). — Allerdings fehlet es Hrn. Kelle hierbey, wie Hr. Steudel anmerket, an einem sicheren Kriterium, nach welchem er überall zuverlässig unterscheiden könnte, was wirkliche höhere Offenbarung, und was menschlicher Zusatz sey, und der Mangel eines solchen Kriteriums kann leicht alles der Willkür preis geben, daß jede Vernunft alles, was ihr, aus was immer für Gründen, nicht behagt, für menschlichen Zusatz erklären kann. Hr. Steudel bestreitet auch Kelle's Meinung, daß die ersten Menschen ohne äußerliche höhere Belehrung nie zu einer menschlichen Bildung, und nicht einmal zu einer menschlichen Sprache gelangt wären, woraus Kelle auf die Nothwendigkeit einer *ursprünglichen* höheren Offenbarung schließt. Die Widerlegung dieser Meinung gehört gar nicht zur Sache, und hätte um so vielmehr wegbleiben sollen, je schlechter sie gegründet ist; denn, wenn auch von den Menschen, welche in ihrer Kindheit unter die wilden Thiere gerathen, und in der Gesellschaft derselben ganz ohne alle menschliche Bildung aufgewachsen sind (worauf Kelle seine Meinung gründet) nicht auf die ersten Menschen sollte können geschlossen werden, weil diese sogleich in männlicher Größe aus dem Nichts erwachten: so zeigt doch das Beyspiel der Taubstummen, daß Menschen, wenn sie auch sogar durch Beyspiele, die sie an anderen Menschen sehr oft sehen, und hierdurch so manche Erinnerung und Belehrung erhalten könnten, doch nicht menschlich ausgebildet werden, und nicht zur Kenntniß Gottes und zu Ideen der Moralität gelangen, wenn sie nicht durch eine Zeichensprache von anderen Menschen Unterricht erhalten. Ja, auch die ersten Menschen, ob sie gleich in mannbarer Größe in das Daseyn eintraten, waren doch, wie die Kinder, nicht nur ohne alle Ideen und Begriffe, sondern auch ohne alle Übung ihrer Kräfte, und konnten demnach weiter nichts, als alles was sie sahen, hörten und fühlten, gleich dem unvernünftigen Thiere, dumm anstaunen; es ist wenigstens schwer einzusehen, wie sie sich höher erheben konnten, als die Thiere, in deren Gesellschaft sie lebten; man sollte beynahe denken, sie wären, so ganz von aller Erfahrung entblößt, im nächsten Wasser ertrunken, oder über die nächste Anhöhe herabgestürzt; daher gibt ihnen auch Plato einen Gott zum Hirten, welcher sie auf die Weide führte und bewachte, Plato in Polit. p. 175. — Von unserer Vernunft am mannbaren Alter, ja nicht einmal von der Ver-

nunft eines Wilden, der doch immer einige Übung seiner Kräfte und einige Erfahrung hat, kann durchaus nicht auf jenen Zustand der Kindheit der ersten Menschen, geschlossen werden. — In der That nimmt auch Hr. Steudel diese seine Äußerung gegen die Meinung des Hrn. Kelle, im II. Thl. S. 164 in der Note halb und halb zurück, wo er schreibt: „was für ein Glaube entwickelt sich denn z. B. aus dem Inneren der Taubstummen, oder der Menschen, welche Glieder eines unkultivirten Volkes sind, wenn ihm nicht durch Unterricht nachgeholfen wird? Sie sind auch Menschen; der Gott, der in ihnen (nicht nur in unkultivirten, sondern auch in den alten kultivirten Aegyptiern und Griechen) geboren wird, ist kein Gott, oder ein trauriger, (eigentlich: ein Ungeheuer der ausschweifenden Einbildungskraft). Würde der Mensch doch genommen, wie ihn die Erfahrung gibt, nicht wie eine vorgefaßte Idee ihn gern haben möchte.“ — Doch hierüber werden die Ansichten immer verschieden seyn, und können auch ohne Nachtheil verschieden bleiben; Kelle hat aber doch das Verdienst, nach Herders zu eilfertigen und zu vornehmen Entscheidung diese Sache wieder zur Sprache gebracht zu haben.

Sogleich im Eingang des zweyten Theils, wo Hr. Steudel zur Widerlegung der Einwendungen des Hrn. Jacobi gegen die Möglichkeit einer höheren Offenbarung kommt, schildert er die Schreibart desselben treffend mit folgenden Worten: „aus den Äußerungen Jacobi's, dessen, selbst von seinen Verehrern bemerklich gemachte *unbestimmte Sprache* und *unterlassene Darstellung seiner Lehre im Zusammenhange*, allerdings nicht nur die *Unterhaltung mit ihm fühlbar erschweret*, sondern auch den anders denkenden bey einer unschuldigen Übergehung *dieses oder jenes zerstreut hingeworfenen Gedankens*, oder bey dem *Mißverstehen eines bildlichen Ausdrucks* in den Verdacht der Unredlichkeit bringen könnte“, u. s. w. Wir haben diese Stelle auch in der Absicht wörtlich angeführt, um ein Beyspiel von den, mit Incisen überladenen Sätzen des Verfs. zu geben. Sonst hat Rec. die Schreibart des Hrn. Jacobi einem mit Blumen bestreuten Wege verglichen, auf welchem aber der Wanderer nach wenig Schritten immer wieder über einen Graben springen muß. — Jacobi S. 55, 62 ff. 81, 90, 99 und Fries S. 90, 97; der oben angeführten Schriften *läugnen die Möglichkeit aller äusseren Offenbarung*, und nehmen dafür *in allen und jeden Menschen eine innere Offenbarung an, die von der äusseren schlechterdings keine Belehrung nehmen könne*. Fries gründet dieses sogar auf Luk. 17. 21., als ob Jesus selbst dieser Meinung gewesen wäre, wo doch Jesus offenbar blofs sagen will, sein Reich, das Reich Gottes, die christliche Kirche werde nicht, wie die Juden wähten, mit welt-

licher Pracht, mit Aufsehen, sondern, ohne das es bemerkt wird, beginnen, und habe unter ihnen wirklich schon angefangen, wie der Gegensatz im 20. Vers beweiset, und *εντος της φάλαγγος* gebraucht wird, wie es Kuinoel in seinem Comment. in LL. hist. N. T. richtig erklärt hat, und niemand, der auf den Zusammenhang der Rede merket, anders erklären kann; aber solche schiefe Deutungen der h. Schrift lassen sich diese Philosophen oft zu Schulden kommen. — Hr. Steudel widerlegt dieses ausführlich, und zeigt, das die äussere Natur (wenn wir auch von derselben blofs die Erscheinungen auffassen), und auch die Geschichte allerdings vieles zur Kenntnifs Gottes beyträgt. Hr. Steudel zweifelt zwar S. 161 selbst, ob er diese Behauptung Jacobi's richtig aufgefaßt habe, aber er führet sogleich auf der folgenden Seite eine Stelle an, wo Jacobi nicht anders verstanden werden kann. Herrn Steudels Bemerkungen tragen wirklich nicht wenig bey, die Schrift des Jacobi richtiger zu verstehen. Warum sich doch diese Herren einer so paradoxen Sprache bedienen mögen, das sie, wenn sie ja etwas richtiges aussagen, doch fast von allen Lesern leicht können oder gar müssen mißverstanden werden; denn es ist nicht zu zweifeln, das, wenn ein anderer sonst unberühmter Schriftsteller den oben erwähnten Ausspruch niedergeschrieben hätte, von allen mit der bekannten, aus Cicero de Divin. II. 58. entlehnten Weisung wäre nach Hause geschickt worden. Eben so werden viele jene Kraftsprache nicht verstehen, wenn es oft wiederholet, und so zu sagen, recht eingekäuet wird, *Gott könne nicht gelehret werden, der Mensch habe ein ingeborne Idee Gottes, die von aufsen nichts empfangen könne, die zwar verdunkelt und verwischt, aber nie verloren werden könne.* Sollen solche Machtsprüche wirklich so streng, wie sie lauten, im wörtlichen Verstand genommen werden: so möchte man fragen, welche ingeborne Idee Gottes die Fetischisten haben? oder welche die kultivirten Ägyptier hatten? und hat die ingeborne Idee Gottes derjenigen Götzendiener, die sich vor Alters zum Mosaismus wandten, oder späterhin zum Christenthume bekehrten, gar nichts von aufsen empfangen? — Sollen aber jene Formeln nichts anders aussagen, als der Mensch habe eine ingeborne Empfänglichkeit der Idee Gottes und der Religion, die zwar halb ersterben, aber nie, so lang der Mensch, Mensch bleibt, verlitgt werden kann; soll blofs dieses gesagt werden, wozu wird es denn so räthselhaft eingekleidet? Die Idee der Freyheit kann nicht in Vergleichung treten, sie ist keine blofse Empfänglichkeit, sondern das wirkliche und allzeit lebhaft Bewusstseyn, und in allen Menschen einerley, wogegen die Idee Gottes bey verschiedenen Menschen sehr

verschieden ist, und bey weit von einander abstehenden Völkern kaum einige Ähnlichkeit hat. — Rec. muß sich wundern, das man noch immer wiederholet, das Teleologische werde blofs von Menschen in die Gegenstände hineingelegt; also wenn wir sagen: das wir Augen haben, um zu sehen, Ohren, um zu hören, eine so gestaltete Zunge, das wir Töne artikuliren können, Füfse, um zu gehen, und das dieses alles von Gott so angeordnet sey: so legen wir alles dieses blofs in diese Gegenstände hinein; Sokrates hat also Memorabil. I. 4, 5. elend philosophirt. Weiser wäre es wohl, wenn ein Prediger sagte, Gott habe uns die Füfse nicht gegeben, um zu tanzen; die Augen nicht, um unverschämte Blicke zu thun; die Zunge nicht, um zu lästern, oder auch nur räthselhaft zu reden, wo wir deutlich reden können und sollen. — Das der Allmächtige Schöpfer alles zu gewissen, auch wohl mehreren Zwecken geschaffen hat, wird doch niemand wegstreiten wollen; das wir aber bey weiten nicht alle diese Zwecke entdecken können weil wir das ganze Weltall in Ausdehnung und Dauer nicht übersehen, läugnet niemand; hieraus folget aber nicht, das wir gar keine Zwecke errathen können, auch nicht einmal, das der Schmetterling Flügel hat, um zu fliegen, und wir daraus nicht schliessen können oder sollen, das sie ihm von Gott zu diesem Zwecke sind zugetheilt worden. — Doch wir kehren zu dem vorliegenden Buche zurück.

Eine andere zweydeutige Äußerung des Hrn. Fries in dem oben angeführten Buche S. 91, führet Hr. Steudel S. 181 an: „ewige Wahrheiten, schreibt Fries, können dem Geiste nicht durch den Sinn und die Erzählung gegeben werden, sondern nur in ihm selbst,“ wobey Hr. Steudel vor allem bemerkt, das ja auch dasjenige, was dem Geiste durch den Sinn und durch die Erzählung gegeben wird, zugleich in ihm selbst gegeben wird; sollte aber der Ausdruck: *in ihm selbst*, für: *durch ihn selbst*, genommen werden, wie es der Gegensatz: *durch den Sinn und die Erzählung*, zu fordern scheint, „so beweiset, schreibt Hr. Steudel S. 186, die Erfahrung den Satz als einen entschieden unrichtigen, das wir uns nicht wundern dürfen, wenn Hr. Fries ihn nicht so ganz unumwunden, und ohne das eine weitere Ausflucht übrig geblieben wäre, hinstellen möchte. Hätte er ja damit die Zweckmässigkeit seines eigenen Schriftstellerberufs, so wie überhaupt jedes Belehrungsversuches, jedes Unterrichts über göttliche Dinge, mit einmal den Stab gebrochen.“ Wenn es aber nichts anderes sagen soll, als der Geist müsse durch seine innere Thätigkeit das in sich aufnehmen, was ihm von aufsen zugeführt wird, so lernen wir hieraus nichts neues; sondern wir stehen da, wo wir vorhin gestanden sind, und haben nicht den ge-

ringsten Vorschrift gethan. — Und am Ende wozu diese Zweydeutigkeit?

Wenn Hr. Fries S. 95 f. die Wunder darum zurückweist, weil wir nach unserer bessern Selbstkenntniß wissen, daß die Natur der Dinge nicht zu ihrem wahren Wesen gehört, daß sich in der Zeit nichts gegen die Naturgesetze ereignen kann, eben weil sie die nothwendigen Gesetze menschlicher Fassung sind, gegen welche wir als Menschen, gar keine Erfahrung zu machen im Stande sind." So antwortet Hr. Steudel S. 193: „wenn Thatsachen der Art, welche, wie Hr. Fries S. 94 f. die Wunder bestimmt, im Widerspruch mit den Naturgesetzen stehen, doch wirklich geschehen sind: so beukunden sie ja eben durch ihren Widerspruch gegen die Natur, — dadurch, daß sie aus den, für die Erscheinungen geltenden Gesetzen weder abgeleitet seyn wollen, noch abgeleitet werden können, — einen gleichsam jenseits der Natur der Dinge liegenden Ursprung; daher sie nun, der Friesischen Voraussetzung gemäß, für das Wissen nichts beweisen mögen. Allein eben damit sind sie ja in das Gebiet des Glaubens getreten; dieser wird in ihnen ein Walten der Gottheit ahnen, — eben weil das Walten der Naturgesetze hier keine Anwendung leidet. Auch der Einwurf, daß ja die Natur der Dinge, d. h., ihr Erscheinen nach der subjectivmenschlichen Ansicht, von ihrem wahrhaften Wesen ganz verschieden sey, mithin der Fall, daß ein solches Walten der Gottheit, welches ja das Wesen der Dinge betreffen würde, in die Erscheinungsfälle, ganz undenkbar werde, scheint mir wegzuräumen zu seyn. Denn das Modificirtwerden der Dinge an sich durch einen Einfluß der Gottheit mag vielleicht nicht so, wie es an sich ist, von uns angeschauet werden können; allein außerhalb des Kreises der sinnlichen Beobachtung würde es damit nicht fallen, sondern dieser Einfluß der Gottheit würde in der Erscheinung der Dinge eine, freylich durch unsere Ansicht der Dinge modificirte Veränderung hervorbringen, die aber allerdings auffallen könnte. (Rec. rath hier Gräffe's philosophische Vertheidigung der Wunder Jesu und seiner Apostel 1812, oder diese Literaturzeit. 1814 Nro. 24 S. 379 ff. zu vergleichen). Nur eben, weil bey derselben eine Ursache Statt fände, die abweiche von dem gewöhnlichen Laufe der Natur, deren Erscheinung für uns ja auch ein wahres An sich, zu Grunde liegt: so würde auch die Veränderung, wie sie uns erscheint, nicht auf die Gesetze der Natur, wie wir sie nach ihrer Erscheinung für uns festsetzen, zurückgeleitet werden können. Daraus also, daß die Gesetze der Natur die nothwendigen Gesetze der menschlichen Fassung sind, würde noch nicht folgen, daß wir, als Menschen, gegen dieselben gar keine Erfahrung zu machen im Stande sind.

Der aus der Unmöglichkeit der Beobachtung der Wunder hergenommene Beweis gegen die Wunder selbst, würde hiermit wegfallen. Der Schluss, welchen Hr. Fries macht, würde nur dann gültig seyn, wenn zugleich mit jeder Erscheinung, die der Mensch beobachtet, ihm auch das Gesetz der Natur, aus welchem sie erfolgt, gegeben wäre. Allein, das ist ja durchaus nicht der Fall", welches Hr. Steudel dann weiter ausführt. Wir bedauern, daß in dieser schönen Abhandlung über die Wunder nirgends die zum Beweis nothwendige Bedingung angemerkt ist, daß nämlich zugleich vorausgesetzt seyn, oder doch sich von selbst verstehen müsse, wozu das Wunder werde gewirkt werden, oder was es beweisen solle, nämlich die göttliche Sendung des Wunderthäters. Ein Wunder ohne dieser Bedingung, beweiset schon darum nichts, weil unbekannt bleibt, was es beweisen solle. Übrigens zeigen so manche wirklich unge reimte Einwendungen, daß es um die Bestreitung der Wunder sehr schlecht stehen muß, indem man sich so vieler elenden Nothbehelfe zu bedienen für gut findet, wie wenn z. B. Hr. Köppen S. 204, bey Hrn. Steudel S. 207, sagt, die Wunder können keine Wahrheiten schaffen, als ob es jemanden auch nur geträumt hätte, dieses zu behaupten, oder als ob der Wunderthäter nicht schon vorhin ein Gesandter Gottes wäre, und durch das Wunder nur seine Sendung für andere bewiese; das Wunder schafft die Wahrheit nicht, die schon vorhin da war.

Wir sind zwar schon ziemlich weitläufig geworden, können uns aber doch nicht enthalten, noch einige Stellen anzuführen. Wenn Fries S. 90 die Lehre von der Absolution in der Kirche unsittlich nennt, und ihr abscheuliche Folgen beylegt, so antwortet Hr. Steudel S. 222 ganz richtig, nicht die Lehre, sondern der Mißbrauch sey unsittlich, und nur dieser habe jene abscheulichen Folgen erzeugt; und entwickelt dieses lichtvoll und treffend. Wir begnügen uns anzumerken, daß die Absolution eine moralische medicinal Anstalt ist, und daß der gute Gebrauch unendlich viel Gutes stiftet; daß aber auch die zweckmässigste Anstalt gemißbraucht werden kann, und wirklich sehr oft gemißbraucht wird, beweiset nichts gegen die Zweckmässigkeit. Tollatur abusus, et maneat usus. Wir können hier die Stelle des Cicero *Tusc. Quaest.* anwenden, wo er sogleich im Eingange schreibt: „quidnam esse, Brute! causae putem, cur, cum constemus ex animo et corpore, corporis curandi tuendique causa quaesita sit ars ejus atque utilitas, deorum immortalium inventioni consecrata: animi autem medicina nec tam desiderata sit antequam inventa, nec tam culta posteaquam cognita est, nec tam multis grata et probata, pluribus etiam suspecta et invisita? an quod corporis

*gravitatem et dolorem animo judicamus, animi morbum corpore non sentimus? ita fit, ut animus de se ipse tum judicet, cum id ipsum, quo judicatur, aegrotet.*"

Auf die Einwendung des Hrn. Fries S. 92 gegen die Versöhnung durch das Leiden und Sterben Jesu, antwortet Hr. Stendel S. 229 ff. sehr gut; wir setzen nur hinzu, wie die Rationalisten mit sich selbst in Widerspruch gerathen; denn einer Seits können sie nicht beweisen, daß der Allgerechte schlechthin begnadigen könne, welches vor wenig Jahren unter den Rationalisten sehr laut zur Sprache gekommen ist; und anderer Seits stossen sie sich an der bedingten Begnadigung, die den Sündern in Rücksicht auf das Strafexempel, welches in Jesu für alle aufgestellt worden, wiederfährt. Gerade dieses so erhabene Strafexempel und zugleich das rührendste Beyspiel der unendlichen Liebe Gottes gegen die Menschen, ist der wirksamste Beweggrund zur Tugend, der so viele Tausende und Millionen zu weisen und guten Menschen gemacht hat, den sich also das Christenthum nie wird rauben lassen. Wenn man sagt, die Strafe des Schuldigen könne nicht auf einen Unschuldigen übertragen werden, so ist dieses nicht allgemein wahr; denn wenn der Unschuldige, selbst ganz unsträflich ist, und die Strafe für andere freywillig, nach reifer Überlegung, und wegen eines höheren Gutes übernimmt, und der Zweck des Strafexempels eben so gut oder noch besser erreicht wird, als wenn die Schuldigen gestraft würden: so kann nicht gezeigt werden, was einer solchen Übertragung im Wege stände. Jesus hat das Strafexempel auf sich genommen, und sein zeitliches Leben aufgeopfert, um so vielen Millionen ein fröhliches ewiges Leben zu verschaffen. — Könnten wir das Ganze des Menschengeschlechts überschauen, so würden wir auch einsehen, daß der Zweck des Strafexempels durch das Leiden und Sterben Jesu vollkommener erreicht wird als durch alle Strafen der Sünder, oder auch durch andere Bedingungen der Begnadigung. Doch wir müssen abbrechen, und können nur noch anzeigen, daß Hr. Stendel S. 255 ff. auch die Beweise, die Löffler für die Entbehrlichkeit des Glaubens an eine unmittelbare Offenbarung im Magazin für Prediger VII. B. 1. St. vorgetragen hat, eben so sorgfältig prüfet.

*Nahius von Tassow.*

### Schöne Wissenschaften.

*Frauentaschenbuch für das Jahr 1815, von de la Motte Fouqué, Franz Horn, Caroline de la Motte Fouqué, Fr. Kind, L. Uhland, u. a.*

Nürnberg, bey *Johann Leonhard Schrag*. 12. 317 Seiten.

*Urania. Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1815.* Mit neun Kupfern, darstellend Scenen aus Göthe's Faust, Egmont und Tasso. Leipzig und Altenburg, bey *Friedr. Arn. Brockhaus*. 12. 384 Seiten.

Der Verleger des Frauentaschenbuchs hat seiner Seits nichts gespart, um dieses neue deutsche Frauen dargebrachte Geschenk auch dem Außern nach zu einer erfreulichen Gabe zu machen. Er hat es der Königin von Baiern gewidmet. Acht sehr sorgfältig gearbeitete Kupferstiche verschiedener Meister zieren dasselbe im eigentlichen Verstande, die Auflage selbst ist rein und correct. Der Inhalt jedoch entspricht unserer Meinung nach diesen lobenswerthen Bemühungen nur zum Theile. Bey manchen vorzüglichen Beyträgen dieses Taschenbuchs nämlich, unter welchen sich außer mehreren in jeder Hinsicht gelungenen lyrischen Dichtungen der Herren *Kerner, Uhland, Fr. Kind, Gottwald, L. E. Hesse*, insbesondere die balladenartige Erzählung der Freyinn v. *Fouqué: Bilder aus dem Leben der Kaiserinn Eudoxia*, sodann die in Balladen herrlich bearbeitete polnische Volkssage *Walger's und Hildegurde* von Freyh. v. *Fouqué* vorzüglich auszeichnen, enthält dieses Taschenbuch mehrere Beyträge, die durch eine höchst manirirte Darstellung nur sehr unangenehm auf fallen müssen. Zu diesen zählen wir das dramatische Bruchstück des Freyh. v. *Fouqué: Thoudelinde*, Hrn. *Horn's* deutsches Märchen: *die diamantene Kutsche*, dann Hrn. *Gottwald's* Erzählung: *die Weinachtsfeyer*. Was dem Urheber des Zauberrings in einzelnen kleinern Erzählungen und dramatischen Arbeiten mit Recht vorgeworfen wird, die sich selbst überbietende daher gesuchte Nativität und Alterthümlichkeit des Vortrags, findet sich hier nur zu sehr wieder; insbesondere ist Herrn *Horn's* *diamantene Kutsche*, eine beynahe bis zur Erstarrung erkältete Darstellung, ein Puppenspiel in ganz andern Sinne als der Verfasser es geben wollte; denn die heilige Begeisterung ist von dieser aus fremden Mißgriffen sorgsam zusammengefügt Erzählung ferne geblieben. Wenn ein ehrwürdiger Spruch uns Taubenunschuld und die Kindlichkeit der Gesinnung anbefiehlt, so daß es heißt: *werdet wie diese Kleinen*, so wurde uns damit nicht zugleich das Lallen der Kinderjahre anempfohlen; und wenn man die vor einiger Zeit eingerissene slavische Nachahmung der Griechen mit Recht tadelte, so ist dieses vorsätzliche Zurückstreben zur lange verlassenen Unbeholfenheit einer frühern vaterländischen Zeit nicht preiswürdiger, und zeigt, wie sehr auch jetzt noch ein altes Übel das die Deutschen nur zu oft vom Geist und Ge-

halt zur Auferlichkeit und Förmlichkeit hintrieb, in uns wuchere, und uns um die Erreichung edler Zwecke betrüge.

Das Taschenbuch *Urania* liefert in diesem Jahrgange mehrere sehr interessante Beyträge, und wird wohl ohne Zweifel die allgemeine Aufmerksamkeit, insbesondere durch die lange erwartete Tragödie *der vier und zwanzigste Februar*, welche das Taschenbuch beschließt, auf sich ziehen, wenn man auch mit dem Dichter weder in Wahl noch in der Behandlung des Stoffes einverstanden wäre. Sie führt das Motto: *Fähre uns nicht in Versuchung!* Ja wohl! „führe uns nicht in Versuchung etwas drucken zu lassen, was mit unserer Gesinnung nicht mehr übereinstimmen kann, und wodurch einfältige Seelen verwirrt werden.“ Wie sehr nämlich auch der Dichter in seiner poetischen Vorrede die allenfalls für Moralität nützliche Seite dieses, seinem eigenen Geständnisse zu Folge, nach heidnischen Principen geformten Werkes zu zeigen sich bemüht, und über den in diesem Stücke vorwaltenden Fluch, der die Leute gebunden und erblindet in die Gräuel treibt, sagt:

— — — — — die alte Kunde  
Vom Fluch, Gottlob, ist uns ein Mährlein worden;  
Ein Kind, ein Christenkind, kann drüber spotten,  
Und welcher ist getreten in den Orden  
Des Herrn, der für uns litt die Todeswunde,  
Kann aus den Fluch und alle Sündenrotten  
Mit einer Thräne rothen!  
Drum unverzagt ihr meine Schmerzgesellen!

so verhindert dieses doch nicht, daß Mancher über der lebendigen Anschaulichkeit der folgenden Handlung selbst, wo der Fluch des eralteten Lasters die Unschuld zum Verbrechen und zum Morde unwillkürlich hintreibt, schauernd den Gang der ewigen Vorsehung vergesse, und die Reinheit seiner Existenz für Augenblicke getrübt fühle. Dieses im deutschen Vaterlande sogleich, noch vor seiner Erscheinung im Drucke, nachgeahmte Werk hat eben eine schadhafte Seite unserer Natur getroffen und eine Erscheinung der Weltgeschichte aufs neue bestätigt, daß der an den Wegen der Vorsehung irre gewordene Mensch nach kurzer Herrschaft des Unglaubens dem Aberglauben zur Beute werde. Wir brauchen hier nicht erst zu versichern, daß wir den Verf. dieser Tragödie nicht unter diese Klasse gezählt wissen wollen, da seine Grundsätze im Gegentheile vielmehr als ganz anders bekannt sind; die Wirkung aber eines nach einer unglücklichen Ansicht unter nicht günstigen Auspicien vollendeten Gedichtes sind ohne Zweifel solche gewesen, und werden es noch künftig seyn, welche die Verwirrung der Begriffe nicht allein in der Kunst, sondern im Leben selbst bleibend fest halten. Der Verf. nennt den Inhalt seines Gedichtes eine *Gottlob erdichtete Fabel*, wir beklagen es

daher, daß er nicht Stärke genug hatte, sie zu unterdrücken.

Einen freundlichen Gegensatz zu dieser Tragödie bildet: *die Silberlocke im Briefe*, ein Schauspiel in drey Akten. Frey nach *Calderon*, von *Helmina von Chezy*, obgleich man es schwerlich für etwas mehr als einen bloßen Versuch wird gelten lassen können. Mehrere kleinere Gedichte lyrischer und epischer Art, durch das Ganze des Taschenbuches vertheilt, gereichen demselben größtentheils zur Zierde. Auch ein lyrischer Nachlaß des für das Vaterland gefallenen jugendlichen *Körner* ist unter ihnen befindlich, und wird jedem Leser willkommen seyn. Unter den prosaischen Aufsätzen dieses Taschenbuches ist zuerst, die den Kupfern, welche (mit Ausnahme der Darstellungen zu *Göthes Faust*) größtentheils mißrathen sind, beygegebene, in eine Abhandlung *über die Regel der Charakterdarstellung* ausartete, Erklärung zu erwähnen. Sie verbreitet sich als eine Gattung Vorrede durch 44 klein und eng gedruckte Seiten mit gemächlicher Umständlichkeit über lang bekannte Dinge, ohne andere Ansichten als die längst zurückgelegten des Hrn. *Falk* über *Charakteristik und Göthesche Kunst* zu Tage zu fördern. Vorzüglich wäre es auch wünschenswerth, daß man nicht bey Erklärung mittelmässiger Kupferstiche aus Sucht Grofses und Unerhörtes zu sagen, sich über die Werke edler Meister der Dichtkunst verbreitete, von welchen diese doch so weit an Gehalt entfernt sind. Gemeines mit Edlem zusammen zu stellen, ist nie für schicklich gehalten worden; von einem mißrathenen Kupferstiche aber zu den geheimern Tiefen dramatischer Kunst überzugehen, hat keinen als nur den Grundsatz für sich, daß alle Wege nach Rom führen. Gehaltreich und durch einen schönen Vortrag belebt ist Hrn. *Messerschmids* Abhandlung *über das gegenseitige Verhältniß der Geschlechter in der alten und neuen Welt*. Die Erzählung von *Vitalis: Der glückliche Unfall*, ist durch ihre schlichte Einfachheit anziehend, und bey einer alles aussergewöhnliche meidenden Art des Vortrags von stets sich bis zum Ende gleich bleibendem Interesse. *Die Rheinreise im Okt. 1811* und *der Sommertag im Norden*, zwey Fragmente aus dem Tagebuche der Frau v. *Helwig*, gebornen v. *Imhoff*, besitzen den Vorzug eines schönen geregelten Vortrags, aus welchem jedoch hie und da noch die Spuren der Künstlichkeit, oder, wenn man lieber will, des Gesuchten hervorblicken. So verräth das über die Gebühr oft vorkommende Wort *Behaglich*, das Studium der neuesten *Götheschen* Prosa, die sich die Frau Verfasserinn wohl vor jeder andern Prosa zum Muster nehmen durfte, doch ohne mit zu vieler Behaglichkeit bey einzelnen Lieblingsausdrücken ihres Vorbildes zu verweilen.

## Allgemeine Literaturzeitung.

N<sup>ro</sup>. 103.

Dienstag, den 27. December

1814.

## Philologie.

Ern. Frid. Car. Rosenmülleri LL. OO. in Acad. Lipsiensi Prof. ord. *Scholia in Vetus Testamentum. Partis septimae, prophetas minores complectentis Volumen tertium.* Auch unter dem Titel: *Prophetas minores. Annotatione perpetua illustravit* E. Fr. C. Rosenmüller LL. OO. in Acad. Lips. Prof. Volumen tertium. *Micha, Nahum et Habacuc.* Lipsiae. Sumtibus J. Ambr. Barthii. 1814. 29 Bogen in 8.

Der Reichthum des Inhalts und die Zweckmässigkeit der Einrichtung ist in diesem Bande der Scholien des Hrn. Rosenmüller eben dieselbe, welche wir von den früheren Bänden gerühmt haben, und unsere Leser schon kennen. Wir gehen demnach sogleich zu unsern Bemerkungen fort. In Micha 1, 14. 15. wünschten wir, Hr. Rosenmüller möchte S. 14 erwiesen haben, dafs Moreschet Gath von Marescha wirklich verschieden war; jenes wird zwar 1, 14., und dieses 1, 15. genannt, aber Marescha wird von Eusebius de Loc. Hebr. zwey 18-mische Meilen von Eleutheropolis, und Moreschet von Hieronymus juxta Eleutheropolim gesetzt, soll nicht beydes einerley, oder doch Theile einer und eben derselben Stadt seyn? nicht zu erwähnen, dafs Moreschet Gath sonst in der Bibel nie vorkommt, und bey Josephus ebenfalls nur Maresa gefunden wird. Es ist demnach sehr zweifelhaft ob nicht beyde Namen einerley Stadt anzeigen; denn auf den Verfasser des Lebens der Propheten, der die eine in den Stamm Ephraim versetzt, kann man sich nicht verlassen. — Die Stelle 4. 1—3 von der Erhöhung des Tempelberges, und von den Wallfahrten der Völker zu demselben, zieht Hr. Rosenmüller auf die Zeiten des Messias, von welchem doch hier gar keine Spur zu finden ist; wir denken, es werden blofs die Zeiten nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft angedeutet, zumal

Zwölftes Heft.

da unmittelbar vorher 3, 12. die gänzliche Zerstörung Jerusalems angekündigt worden. Die Ankündigung des Messias folget 4, 8. in einem einzelnen Satz, der 5, 1—3. weiter ausgeführt wird; was dazwischen steht 4, 9—14., entspricht der Ankündigung der Zerstörung Jerusalems 3, 12, welche hier 4, 9—15. dahin erkläret wird, dafs die Inwohner werden nach Babel geführt werden. Wenn Hr. Rosenmüller behauptet, Babel werde hier nur für eine weit entfernte Gegend genannt, so reichet die einzige Stelle Jes. 39, 3. zum Beweis schwerlich hin, zumal, da sonst weit entfernte Gegenden nicht Babel genannt werden, sondern ארץ

רחוקה oder מרחוק, אים, כוש, und selbst das dem Micha 5, 4. wohlbekannte Assyrien war ja noch entfernter, und hätte also zu diesem Zwecke viel besser gebraucht werden können, zumal da in jenen Zeiten die Assyrer das übermächtige und herrschende Volk in Asien waren. S. 150 Mich. 4, 14. würden wir מצור שם עלינו nicht überse-

tzen: *obsidionem ponit (hostis) contra nos*, sondern: *er legt einen Wall gegen uns an*, vielweniger kann das, dort aus 5 M. 20, 10 angeführte: *על העיר ובניה מצור* gegeben werden: *et aedificabis obsidionem contra urbem*, sondern: *und du bauest einen Wall gegen die Stadt.* Dagegen ist auf eben dieser Seite die Stelle Mich. 4, 14.: *virga percutiet judicem Israelis super maxillam*, sehr gut collectiv von einer schimpflichen und schmähtlichen Behandlung der Vornehmen und Vorsteher des Volkes erkläret, und zum Beweis Hos. 13, 10. Job. 16, 10. Ps. 3, 8. angeführt. — Sonderbar ist es, dafs Hr. Rosenmüller Mich. 5, 2. S. 159 erkläret: *usquedum Bethlehem pepererit divinum illum heroem*, und hinzusetzt: *virginem innuit, e qua modo prodigioso Messiam nasciturum sperabant.* Diels wird dem Herrn Verf. nicht leicht jemand zugehen, zumal da kurz vorher Micha selbst 4, 9—11 diese Geburt tropisch von sehr grossen Drangsalen erkläret hat, welche die Hebräer sehr

oft mit den Wehen der Gebärenden vergleichen, und auch in dieser Stelle 5, 2. durch den Ausdruck: *er gibt sie preis*, Drangsalen und feindliche Unterdrückungen angedeutet werden, die vorhin 4, 9—11. schon deutlicher angegeben worden. — Sehr gewaltsam und zum Gleichniß unpassend wird S. 165 die Stelle Mich. 5, 6. gedeutet, wenn es heißt, die Worte: *critique residuum Jacobi inter populos multos sicut ros a Jova et sicut guttae imbris super herba*; zeigen nicht an, daß die Israeliten mit dem wohlthätigen Thau und Regen verglichen werden; sondern daß sie empor kommen und sich vermehren werden, wie das von Thau und Regen befeuchtete Gras. Unsere Leser mögen selbst urtheilen, ob dieses den angeführten Worten nicht aufgedrungen werde; die Vermehrung der Israeliten wird ja nicht mit dem Grase, sondern mit Thau und den Regentropfen verglichen, die dann für das Gras wohlthätig sind. Die Ursache dieser gezwungenen Deutung ist wohl keine andere, als daß der Hr. Verf. den Propheten gar keine speciellen Aussichten in die Zukunft zugestehet, deren eine hier in diesen Worten liegt, daß nämlich die Hebräer nach der Rückkehr aus Babylonien sich sehr vermehren und durch die Verbreitung ihrer Religion einen wohlthätigen Einfluß auf die Heiden haben, aber dabey auch, wie es sogleich im folgenden Vers heißt, siegreiche Kriege führen werden.

In Nahum merkt man zwar, daß *Kreenen's Nahumi* vaticinium philologicè et critice expositum 1808, der auch namentlich angeführt wird, benutzt ist; aber Hr. Rosenm. ist auch hier, wie überall, um sehr vieles reicher. — Die Erklärung des Namens נְחֻם S. 232 durch *solatio effectus*, ist wohl eine Übereilung; denn dies müßte mit Kamez נְחָם geschrieben seyn, wogegen נְחֻם mit Patach die Form נְחָם, und folglich transitiv ist, *consolator*, wie der Name auch von allen anderen Auslegern erklärt wird. — Von der Eroberung der Stadt No Amon Nah. 3, 8. ist eine ausführliche und lichtvolle Abhandlung eingeschaltet; in welche Zeit aber sie falle, bleibt unentschieden, und kann auch nicht leicht mit einiger Wahrscheinlichkeit entschieden werden. Die Erklärung von den Thoren der Flüsse Nah. 2, 7. S. 294 durch: *portae, quibus hostes instar fluminum omnia inundantium irrupunt*, nämlich Bresche der Stadtmauer, wird wohl auch schwerlich vielen gefallen; alles ist dagegen ungezwungen und leicht, wenn נְהַרֹת ein pluralis magnitudinis ist, und dem großen Strom Tiger anzeigt, zwischen welchem und der Stadt ein leerer Raum gelassen ward; auf diesen gingen einige Thore der Stadt zu, die erstürmt werden, und den Feinden den Eingang öffnen sollten.

In Habakuk, welchen Hr. Rosenm. erst unter Jojakim, Jechonia und Zidkia oder Zedekia aufreten läßt, dürfte die Erklärung 1, 2—4. von den Gewaltthätigkeiten der schon eingedrungenen Chaldäer mit dem Inhalte des 3. und 4. Verses schwerlich zu vereinigen seyn, indem hier nicht über Feinde, sondern über gerichtliche Streitigkeiten, über Vernachlässigung des Gesetzes und Rechtes, über Parteylichkeit im Gericht und über verkehrte gerichtliche Sprüche geklagt wird, wiewohl in den ersten Jahren des Königs Manasse war, nicht zu gedenken, daß die Chaldäer 1, 5—6. als künftige Rächer dieser Ungerechtigkeiten dargestellt werden, wo Hr. Rosenmüller S. 362 selbst übersetzt: *nam ecce excitaturus sum Chaldaeos*. Es ist aber bey dieser Gelegenheit S. 362—368 ein schöne Abhandlung über die Chaldäer eingeschaltet, die in Kürze alles darstellt, was die Gelehrten durch ihre Untersuchungen über dieses Volk entdeckt haben. Da sie auch für Geschichtsforscher, welche diese Scholien nicht lesen werden, sehr interessant ist: so wollen wir sie hierher übertragen, nur werden wir sie hier und da ohne Nachtheil etwas abkürzen: „כְּשָׂרִים, quos non solum Graeci

Alexandrini verum etiam alii veteres interpretes Chaldaeos constanter vocant, in veterum Hebraeorum monumentis passim occurrere constat pro populo bellicoso et feroce certae regionis, quae prope Babylonem sita fuisse videtur, et cujus metropolis fuit Babylon, unde Babylonii, sive gentes, quae circa Babylonem habitabant, dicuntur Chaldaei; et Nebucadnezar ipse, rex Babylonis, Chaldaeus; כְּסָרִיא, Ezr. 5, 12. Est tamen rarior mentio hujus populi in historia antiqua, nec patet etiam accurate, unde nomen et ortum trahat. In V. T. libris primum Gen. 11, 28. 31. occurrit אֲדָרְכָשִׁים, *Ur Chasdim*, pro quo LXX. *χώρα τῶν Χαλδαίων* ponunt, unde egressus Abrahamus, iter facturus in Palaestinam, se contulerit Carrhas, quem locum Stephanus protomartyr Act. 7, 2. docet fuisse in Mesopotamia, idemque ratio protectionis Abrahami suadet, ut Bochartus *Phaleg* VH. 6. p. 87. docuit, et Josua quoque ipse id confirmat in oratione sua ad Israelitas 24, 2., quorum majores ait habitasse בְּעֵבֶר הַנְּהָר, *trans fluvium, scil. Eu-*

*phratem, i. e., in Mesopotamia. Inde in libris V. T. historicis et prophetis altum de Chaldaeis est silentium usque ad seriora tempora, quibus regnum Babylonicum coepit emergere, atque in carmine prophetico, quod inter Jesaiana 23, 15—14. legitur, Chaldaei describuntur, ut populus, qui brevi ante obscurus fuisset et in desertis vagatus, et ab Assyrinis collecti fuerint in populum. In aliis vero carminibus ejusdem volumi-*

nis, sed senioribus, 13, 19, 47, 1. 48, 14., memorantur tanquam populus potens ac celebris, terram tenens Babylonicam. *Gentem antiquam* (גוי מעולם) Chaldaicam appellat Jeremias 5, 15. Praeterea in L. Job. 1, 17. Chaldaei describuntur ut praedones, qui vi invaserint armenta Jobi eaque rapuerint. Graecorum et Romanorum scripta evolventi Chaldaei occurrunt *triplicis generis ac loci*. Et quidem primo in illis memoratur regio *Chaldaea*, quae adiacet *Arabiae desertae*. Sic Ptolemaeus Geogr. 5, 20.; et Strabo 16, 6., postquam descripsisset Chaldaeos philosophos, addit: . . . *est et Chaldaeorum natio, et Babylonia regio ab iis habitata, Arabibus et mari proxima, quod Persicum appellatur. . . .* Ad hos Chaldaeos referendus haud dubie est rex, quem Dicaearchus apud Stephanum Byzantinum sub voce *Χαλδαίοι*, a Nino quartum decimum, ait appellatum esse *Chaldaeum*, et Chaldaeos congregasse, eorumque opera *condidisse*, i. e., perfecisse Babylonem. . . . Praeter hos Chaldaeos Strabo 12, 5. §. 19. Chalybes hoc eodem nomine signat, docens simul, illud (*nomen eorum*) esse recentius. . . . Sunt autem hi aeolae Ponti, proximi Mysonoeie et Tibarenis, ut patet ex eodem Strabone l. c. §. 18. Cf. Bochart. Geogr. P. I. L. III. c. 12. Denique memorantur Chaldaei in montibus Armeniae proximis et subjectis a Xenophonte in Cyrop. III. 2, 7. 12., ubi narrat, post Armeniorum regem a Cyro ad officium et obsequium Cyaxaris revocatum, occupatos a Cyro cum Armeniis esse illos Chaldaeorum montes (*die wohl gewiss ihr ursprünglicher Sitz waren*), et gentem illam, postquam pars victa esset, et a Cyro humaniter habita, assumptam in foedus. Eos l. c. §. 7. depingit: . . . *gestabant autem Chaldaei crates et tragulas binas (γέβρα καὶ παλτα δύο), ac bellicosissimi feruntur esse inter incolas illius regionis, et stipendia facere, quum ipsorum opera quis eget, quod et periti rei militaris et pauperes sunt, quippe solum montuosum incolunt, cujus exigua pars opulenta est.* Et §. 11. unus ex Chaldaeis, qui loquens inducitur, dicit: *quosdam esse Chaldaeos qui rapto viverent, quippe qui victum armis quaerere consuescunt; semper enim latrocinari solitos, stipendiaque crebro meruisse partim apud Indorum regem, partim apud Astyagem. . . .* Chaldaeos Armeniae vicinos idem Xenophon memorat quoque de *Exped. Cyri* IV. 5, 4. Chaldaeos hosce Xenophontis ad septentrionem Mesopotamiae J. D. Michaëlis in *Spicil. Geogr. Hebr. ext.* P. II. p. 77 seqq. origine haud diversos esse existimat a Chalybibus illis seu Chaldaeis, quos Strabo describit inter aeolae Ponti; populum antiquissimis temporibus fuisse erraticum, qui inde a Mesopotamia boreali primisque Armeniae montibus ad septentrionalem

usque Armeniam, ipsamque, quae Pontum Euxinum attingit, Chalybum regionem vagari potuerit, post boreales illos Chaldaeos in australes regiones erupisse, Babylonia etiam potitos, linguamque ibi Aramaeam adscivisse, quum antea Slavica usi fuissent, id quod Michaelis ex nonnullis Chaldaicis nominibus propriis, barbarum sonantibus, veluti *המלצר*, *בִּלְטָשְׁאֶצֶר*, *בִּרְגֵל*, *שִׁשְׁבִּצָר*, aliisque in *צר* desinentibus colligit, quum id nomen Slavis *dominum* significet. Verum hanc Michaëlis opinionem de Slavica Chaldaeorum origine solide relatavit J. C. Adelung in opere glossologico, cui titulum *Mithridates* fecit, P. I. p. 321 seqq. ostenditque, Chaldaeos illos, qui veterum Hebraeorum monumentis memorantur, ortu Aramaeos fuisse, quippe quod lingua illorum, quam cum Syris et Assyriis fere communem habuerunt, satis arguat, vid. l. c. p. 315 (diefs hätte von Adelung strenger sollen bewiesen werden, als geschehen ist). Cum his autem Chaldaeis nihil habuere commune Chaldaei aeolae Ponti, Chalybes prius appellati, Xenophontis quoque Chaldaei longius multo a Ponto fuerunt remoti, quam ut cum illis Ponti accolis Chalybibus confundi queant, quia Cyrus illo tempore extra fines Mediae non longe progressus erat in Armeniam. Num Chaldaei seu Casdae a *Chesed*, *כֶּשֶׁד*, illo filio Nahori, cujus Gen. 22, 22. fit mentio, ortum ducant, quod vult J. C. Friedrich in Comment. super ortu, patria et antiquiss. hist. Chaldaeor in Bibl. Literar. univ. bibl. ab Eichhornio instr. X. 454., prorsus incertum; plane commentitium vero, quod idem vir doctus nomen *כֶּשֶׁד* peregrinatore, pastorem notare ait, ab Arab. *حسد*, cui nationem *migrandi* tribuit, quod potius notat, *non distracta fuit, nec emtores invenit res*, unde *حساد* in Coran. Sur. IX. 24. de difficili rerum venalium distractione dicitur. Nobis quidem quae scriptores exteri, praesertim Xenophon et Strabo, de Chaldaeis tradunt, comparantibus cum his, quae in V. T. libris de iisdem reperimus, haec fere satis verisimiliter statui posse videntur: Casdae sive Chaldaei, origine Syri euroboreales, antiquissimis temporibus per varia se diffuderunt Mesopotamiae loca; alii septentrionalia ejus regionis Tigrim versus, ubi fuit Ur Chaldaeorum; alii vero insederunt montes, qui Armeniam a Mesopotamia dirimunt, indeque, quum plures eorum ex rapto viverent, eosdem credibile est, percurrisse Mesopotamiam media sui parte meridionali incultam, et praedae intentos per eam late esse vagatos, saepe etiam trajecto Euphrate, transivissa in Arabiam borealem, et

praeda potitos, ad sua reversos, quod hodieum facere populos quosdam illius tractus, potissimum Curdos." (die wohl von ihnen herkommen dürften) „ex scriptis eorum, qui istas regiones adiere, satis constat." (Es wird wirklich beyläufig in jenen Gegenden am Tigerstrom von den Nestorianern und Andern auch jetzt noch Chaldäisch geredet, wie Norberg in Diss. de lingua Chald. hodiern. ex ore Benbenami episcopi Chaldaei 1803, gezeigt hat, womit Norbergs Diss. de Curdis Mohammedanis, et de Curdis Thaddaeitis ex ore Benbenami 1808 Lundae verglichen werden kann) „Illorum igitur Chaldaeorum, qui montana Armeniam inter et Mesopotamiam tenuere, plures per terras Euphrati et Tigridi vicinas sparsi et vagantes, a rege quodam Assyriae, cui ipsi in bellis commode servierant, translati videntur in agrum Babylonium, maxime meridionalem, et adversus Arabes, similis iudolis homines, imperium cum Babylone ab australi illa Assyriaci imperii parte tuerentur. Hi autem praecipue, qui circa Babylonem considerant Chaldaei, industrii, ingenio et manu promti, partim se applicarunt ad studia disciplinarum arcanarum, imprimis divinationis ex astris, (welche sie als ein rohes und ungebildetes Volk, wohl von den Babyloniern gelernt haben möchten) eaque de causa coeli siderumque motus diligenter observarunt; partim tractarunt artem bellicam, et servierunt Assyriae regibus, quibus subjecti erant. Hujus gentis opera usi Nabopalassar, ejusque filius Nebucadnezar, ortu ipsi Chaldaei, quum deficerent ab Assyriis, sibi compararunt imperium, et magnam Asiae occidentalis partem sibi subjecerunt. Hos igitur Chaldaeos, nunc extra fines suos occidentem versus prorumpentes . . . Habacucus jam graphice depingit." Hierauf folgt die Anwendung dieser Untersuchung und die Erklärung von Hab. 1, 6. ff., die wir zum Nachlesen empfehlen.

Gotthold Ende.

*Historisch-kritische Einleitung in sämtliche kanonische und apokryphische Schriften des alten und neuen Testaments*, von Dr. Leonhard Berthold, dritten ordentl. Prof. der Theologie und Universitätsprediger zu Erlangen. Viertes Theil, welcher die Einleitung in die prophetischen Schriften des alten und neuen T. enthält. 1814 Erlangen bey Joh. Jac. Palm, 36 Bogen in 8.

Hr. Berthold bleibt sich in der Fortsetzung dieser Einleitung in die ganze Sammlung der h. Bücher, immer fort gleich. Eben so sorgfältig als in den erstern Bänden sammelt er auch in dem vorliegenden vierten Bande die verschiedenen Meinungen über den Ursprung, das Schicksal und die

Beschaffenheit eines jeden Buches, und begleitet sie mit seiner Beurtheilung; und eben so erfindsam neuer Hypothesen zeigt er sich hier, nur ist er nicht sehr glücklich, weil er zu vieles, ja alles Haarklein wissen will, welches doch bey Büchern von einem so hohen Alter bey dem gänzlichen Mangel aller besondern schriftlichen Zeugnissen, schlechterdings unmöglich ist; daher diese neuen Hypothesen größtentheils weiter nichts als bloße Möglichkeiten sind, die nicht einmal eine überwiegende Wahrscheinlichkeit haben, ja nicht selten gegen alle Wahrscheinlichkeit anstossen; andere sind wenigstens nicht hinlänglich begründet, und lassen sich mit dem Inhalte eben nicht leicht vereinigen. Dem Hrn. Verf. Schritt für Schritt zu folgen ist unmöglich, wenn wir nicht ein Buch schreiben wollen; wir können also nur einiges ausheben, um unser Urtheil zu begründen. Wir müssen aber doch voraus berichten, daß die Propheten dem Hrn. B. nichts anders sind als Poëten und Demagogen, ohne daß er sich auf die Widerlegung der Einwendungen, die gegen diese Ansicht sind gemacht worden, einläßt; er bringt sogar das elende Wortspiel wieder auf das Tapet, *weissagen* sey nichts anders als *etwas weises sagen*, als ob das Hebräische  $\text{נָבִיא}$  aus der Etymologie des deutschen Wortes erklärt werden müßte oder

könnte. Eher ließe sich so etwas aus  $\text{חָזַן}$  *(Hazar)*

*physionomus*,  $\text{חִי$  *conjectura aestimavit quantum*

*esset, mensuram inivit*, herausbringen, wenn Künsteleyen die Stelle eines Beweises vertreten könnten. Wir wollen nicht hinzusetzen, daß manche Propheten, wenn sie weiter nichts als Poeten wären, wohl schwerlich die Mühe belohnen möchten, die man auf sie wendet; denn welches poetische Verdienst haben wohl Haggai, Malachia und Jona? oder der sich selbst häufig wiederholende und auch aus andern schöpfende Jeremia? oder auch der alle Bilder mit Farben überladende Ezechiel? Aber sie sollen zugleich auch Volksleiter, Demagogen, Mittler seyn zwischen dem Volke und den Priestern, denen Mose die Regierung in die Hände gegeben habe, wie Hr. B. sich ausdrückt; wo bleiben denn aber die Stammfürsten, die Familienhäupter und die Stammbuchhalter, deren Macht Mose selbst immer sehr feyerlich anerkannt, und ihnen noch die Richter beygesellt hat? gehören etwa diese alle zum Volke; so ist dieses auf eine ganz neue Art bestimmt; oder hat ihnen etwa Mose die Regierung genommen? dies hätte er nicht einmal gekönnt, wenn er es auch gewollt hätte. Hierbey ist es noch ganz sonderbar, daß diese Demagogen nicht sogleich nach Mose, der

sie doch aufgestellt haben soll, sondern erst am Anfang der Monarchie recht sichtbar werden, daß sie also wohl das Urim und Thummim, welches eben in diesen Zeiten verschwindet, vertreten sollten, und folglich Gesandte Jehovens waren, um den Staat und hiermit zugleich die Kenntniß Gottes zu retten. Doch dieses auszuführen, ist hier der Ort nicht.

Um unser ausgesprochenes Urtheil zu beurkunden, könnten wir zwar gar manches anführen, wir wählen aber aus besondern Ursachen zuerst die Abhandlung über das Buch Jeremiä. Nachdem Hr. B. S. 1441 ff. die bekannten, von J. D. Michaelis, Eichhorn, Spohn, Jahn und Dereser aufgestellten Meinungen über die Unordnung der Weissagungen Jeremiä sowohl im hebräischen Texte als in der alexandrinischen Übersetzung, und über die, in dieser Version mangelnden Stellen angeführt und beurtheilt hat: so behauptet er S. 1457 ff., die dermalige Gestalt des Buches Jeremiä stamme aus der Zusammentragung von drey verschiedenen Sammlungen der Weissagungen lange nach dem Tode des Propheten her. Das Buch soll, wenn wir Hrn. B. hören, in der alexandrinischen Übersetzung bis auf Origenes aus zwey von einander abgesonderten Theilen (1—24 und 25—52 K.) bestanden seyn, wofür zur Begründung unter den sonst reichen Citaten weiter nichts als die bekannte Stelle Josephi Arch. X 5, 1. angeführt wird, die S. 1497 wörtlich abgedruckt ist. Diese Stelle reicht aber bey weiten nicht hin, indem sie wie bekannt, sehr zweydeutig ist. Oeder hat sie in seiner freyen Untersuchung des Kanon von Ezechiel verstanden; Eichhorn hat sie auf Jeremia gedeutet, und Jahn hat sie wieder von Ezechiel erklärt. Hr. B. hat keinen neuen erheblichen Grund angegeben, aus welchem sie auf Jeremia zu ziehen sey. Sonst aber soll noch ein anderer Grund von zwey Büchern Jeremiä, nach Hrn. B., in Jer. 25, 13 liegen, wo es heißt: *ich werde über dieses Land alle Drohungen, die ich angedroht habe, und alles, was in diesem Buche geschrieben ist, und was Jeremia gegen alle Völker geweissagt hat, vollstrecken*, da doch Jeremia damals, im 4. Jahr Jojakims und ersten Jahr Nebukadnezars, in welches dieser Ausspruch nach Jer. 25, 1. fällt, weder etwas geschrieben, noch gegen fremde Völker etwas besonderes geweissagt hatte; denn die erste besondere Weissagung gegen fremde Völker folgt erst Jer. 25, 15 ff., und selbst in der alexandrinischen Übersetzung folgen die Aussprüche gegen fremde Völker erst nach eben dieser Stelle. Zu schreiben aber fängt Jeremia zwar in eben diesem vierten Jahre Jojakims, aber doch erst K. 30, 1—2 und 36, 1—2 an. Zwar will Hr. Berthold S. 1422, Jeremia habe auch vorhin alles eigenhändig geschrie-

ben, und hernach seine nicht wohlleserliche Handschrift dem Notarius Baruch zum schönern Nachschreiben vorgelesen, weil es heißt אֲנִי בָרֻךְ, wel-

ches vom Lesen gebraucht werde; aber nur Schade, daß dies nicht die einzige Bedeutung des Wortes ist, und daß man gerade hier auf diese Bedeutung nicht denken kann, weil sonst der wiederholte göttliche Befehl zu schreiben ganz zwecklos wäre. Der erwähnte Vers aber (25, 13) bricht nebst dem auch noch den Zusammenhang so ungeschicklich ab, daß er die zu geschäftige Hand eines Abschreibers verräth, welcher ihn gedankenlos vom Rand in den Text hineintrug, wie denn mehrere andere Interpolationen in dem Buche Jeremiä gar nicht zu verkennen sind, welche aber Herr Berthold nicht bemerkt hat; im Gegentheil vertheidigt er auch diesen Vers 25, 13 als ächt, und will ihn, als den Anfang der Weissagungen gegen fremde Völker, zu der Inschrift Jer. 46, 1. ziehen; nur schickt er sich zum Unglück auch dahin sehr schlecht. In der alexandrinischen Übersetzung folgen zwar die Weissagungen gegen fremde Völker nach diesem 13. Verse, aber gar nicht schieklich, obgleich der 144., um ihnen nur einiger Mafsen Platz zu machen, ausgelassen ist. Wie kann nun dieser sich nirgends hin schickende Vers eine besondere Sammlung der Weissagungen anzeigen? Man ist also gar nicht gezwungen, wie Hr. B. S. 1460 schreibt, anzunehmen, die Weissagungen gegen fremde Völker haben einen besondern סֵפֶר ausgemacht. (Hr. B. wiederholt dieses

Wort mit der fehlerhaften Punctation סֵפֶר nur gar zu oft). Gesetzt aber, dieser Vers 25, 13 gehörte zur Inschrift der Weissagungen gegen fremde Völker, so könnten ja diese ursprünglich sogleich hier, wie in der alexandrinischen Version, gefolgt seyn, ohne daß auf eine besondere Sammlung geschlossen werden kann. Diese Hypothese wird endlich gar zu künstlich, wenn Hr. Berthold, um die verschiedene Ordnung der Weissagungen gegen fremde Völker in dem hebräischen Texte und in der alexandrinischen Übersetzung, einiger Mafsen zu erklären, zweyerley von einander unabhängige Sammlungen dieser Weissagungen in Umlauf setzt, die beyde nur in der Ordnung von einander abgehen, aber sonst ganz, auch in der Zahl der Weissagungen übereinkommen. Es ist doch wenigstens sehr befremdend, und was sonst eben nicht zu geschehen pflegt, daß zwey von einander unabhängige, und sogar in verschiedenen Ländern (der eine in Palästina, der andere in Ägypten) lebende Sammler gerade alle eben dieselben Stücke eines Schriftstellers, keiner mehrere, und keiner wenigere, sollen aufgefunden ha-

ben. — Hr. Berthold vermuthet, ohne Gründe anzuführen, ferner, daß die Weissagungen des 26—45. Kap. das dritte Buch ausgemacht haben, und auf diese Art bringt er, anstatt der zwey Bücher, die Josephus von Jeremias angegeben haben soll, drey Bücher heraus, die von drey verschiedenen Sammlern der zerstreuten Blätter herrühren, und sehr spät zu einem Ganzen verbunden worden seyn sollen. Mit allen diesen Hypothesen ist doch der Ursprung und das Schicksal des 25. Kap. noch nicht erklärt; nun nun auch mit diesem fertig zu werden, nimmt Hr. B. wieder ganz willkürlich und ohne allen Beweis an, die zwey Stücke dieses Kapitels v. 1—13 und 15—38. seyn auch noch nach jenen drey Sammlungen, in zwey abgesonderten Abschriften in Umlauf gewesen, das Stück 25, 1—15. sey endlich in die Hände eines Besitzers der Weissagungen gegen fremde Völker K. 46—51 gekommen, der den 14. V. hinzusetzte (sehr unbedachtsam), und mit diesem Zusatze sey es ferner einem Besitzer des zweyten Stückes Jer. 25, 15—38. zugekommen, welcher nun beyde Stücke zusammengeschrieben habe, und so sey das ganze 25. Kap. einzeln in Umlauf gekommen. Endlich sind nach Herrn Berthold alle diese vier Stücke oder Sammlungen in Palästina in der Ordnung, in welcher sie im hebräischen Texte stehen, in Ägypten aber von einem anderen Redacteur in die Ordnung, in welcher sie in der alexandrinischen Übersetzung gelesen werden, zusammengeschrieben worden, und so seyen nun beyde Recensionen entsprungen. — Sehr sinnreich für die Einbildungskraft, aber für den kalten Verstand viel zu künstlich, nicht erwiesen, und nicht einmal wahrscheinlich gemacht. Zudem sind hierdurch die vielen Auslassungen in der alexandrinischen Übersetzung, und die vielen Wiederholungen an unschicklichen Stellen des hebräischen Textes nicht erklärt; die Quelle derselben ist nur obenhin in den, nicht bewiesenen verschiedenen Sammlungen angedeutet, da doch eine etwas genauere Ansicht deutlich lehret, daß in der alexandrinischen Übersetzung mehrere Stellen bloß wegen eines *ὁμοιοτελευτον* im griechischen Texte ausgelassen sind, und manche andere im hebräischen Texte sich als Einschaltungen verrathen, welches Rec. leicht durch auffallende Beyspiele zeigen könnte, wenn hier der Raum dazu wäre. — Das 52. Kap. endlich sollte, wie Hr. Berthold und Dereser annimmt, vor den Klageliedern stehen, die vor Alters sogleich hinter Jeremia angeschrieben wurden; bey ger Trennung sey endlich dieses historische Stück unrichtig zu den Weissagungen Jeremia gezogen worden. Diese Bemerkung ist in sich selbst sehr gleichgültig, sie mag richtig oder unrichtig seyn, nur scheint die Analogie von Jes. 37—39. dagegen zu streiten. Eine genauere

re Untersuchung hätte aber die Frage verdient, ob dieses letzte Kapitel Jeremia aus dem Ende der Bücher der Könige entlehnt sey, von welchem es stark abweicht, indem es manches enthält, welches in den Büchern der Könige nicht gelesen wird; aber Hr. Berthold hat diese Abweichungen zu flüchtig betrachtet.

Die Meinung des Hrn. Versf. über das Buch Daniel, die wir als den zweyten Beweis unseres Urtheils anführen wollen, ist zwar schon aus seiner Übersetzung bekannt, doch wollen wir die Resultate seiner neuen Untersuchung durchgehen, wie sie Hr. B. S. 1549 zusammengestellt hat. Das erste Stück Kap. 1, hält er für das älteste, und es soll von einem babylonischen Juden herrühren, weil der Ausdruck einige Eigenthümlichkeiten des Hebraismus zwischen dem Anfange des Exils und dem Beginne der makkabäischen Periode, und zugleich einige Provincialismen der in Babylonien lebenden Juden habe. Man möchte hier wohl fragen, woher der Hr. Verf. diese Provincialismen, und jene lange Zeitperiode, besonders von Malachia bis zu den Zeiten der Makkabäer, ohne Documenten so genau kennen gelernt habe. — Das zweyte Stück, Kap. 2., soll erst unter der Regierung des Königs Ptolemäus Philadelphus geschrieben seyn, weil im 43. V. die Vermählung seiner Tochter Berenice mit Antiochus Theos berührt werde. Es ist aber da nicht von dieser allein, sondern von mehreren ähnlichen Verbindungen die Rede, und wenn dieß ein hinreichender Grund ist, das Alter dieses Kapitels zu bestimmen, so muß auch alles, was die Propheten von dem assyrischen und babylonischen Exil und von der Rückkehr vorausgesagt haben, in jüngeren Zeiten nach der Rückkehr in das väterliche Land geschrieben seyn. — Das dritte Stück K. 3, 1—30., soll sich durch die griechischen Wörter und durch eine nicht undeutliche Hinweisung (v. 12. 29—30) auf 2, 5. 49. selbst in die Zeiten nach den zweyten Stück herabsetzen. Ob diese Wörter wirklich *ursprünglich* griechisch seyn, ist noch immer die Frage, zumal da neuerdings Hr. Norberg in seinen akademischen Abhandlungen de Etymologia linguae Graecae 1810 Lundae, eine Menge griechischer Wörter, und Scheller in seinem Lexikon auch sehr viele lateinische Wörter aus den orientalischn-Semitischen Mundarten hergeleitet hat; sollten auch manche dieser Ableitungen zu gezwungen oder zu weit hergeholt seyn: so bleiben doch immer noch sehr viele übrig, deren orientalischer Ursprung nicht zu verkennen ist. Um uns hier in keine weitläufige Untersuchung einzulassen, wollen wir nur einige von Berthold sehr stark angezogene Beyspiele erwägen, unter welchen die Namen der musikalischen Instrumente die vorzüglichsten sind.

und gerade diesen und der gesammten Musik gestehen die, sonst sich alle Erfindungen anmassenden Griechen selbst einen thracischen und asiatischen Ursprung zu. Wir müssen wohl den Hartgläubigen wenigstens eine Hauptstelle eines sehr bewährten Schriftstellers vorführen. Strabo schreibt L. X. §. 17. S. 471: ἀπό δὲ τῆς μέλους καὶ τῆς ῥυθμοῦ καὶ τῶν ὀργάνων καὶ ἡ μουσική πᾶσα Θρακία καὶ Ἀσία τις γενόμεται. Δήλον δ' ἐκ τῶν τόπων, ἐν οἷς αἱ Μῆσαι τετιμῆνται. . . . Καὶ οἱ τῶ Διονύσῳ τὴν Ἀσιανθλήν καθιερώσαντες μέχρι τῆς Ἰνδικῆς, ἐκείθεν καὶ τὴν πολλὴν μουσικὴν μεταφέρουσι καὶ ὁ μὲν τις φησὶν κισαράν Ἀσιατὴν ῥάσσων (oder ἀράσσων), ὁ δὲ τὸς αὐτὸς Βερκεντύτις καλεῖ καὶ φρύγισ. Καὶ τῶν ὀργάνων ἕνα βαρβάρως ὠνόμαται γάβλας, καὶ σαμβύκη, καὶ βάρβιτος, καὶ μαγάδης, καὶ ἄλλα πλείω. Mehr hiervon kann man bey Athenäus Sympos. IV. 23—24. p. 172—192. und XV. 8—9. p. 634—655. nachlesen. Wer sollte denken, daß κισαρά ein ausländischer Name sey? und doch sagt es Strabo mit dürren Worten פסטרין oder פסטרין Dan. 3. 5. 10. 15. ist freylich dem Worte φαλτηριον sehr ähnlich; und die Griechen haben ein Zeitwort φαλλω; allein wer steht dafür, daß beydes nichts desto weniger blofs gräcisirt sey, und einen orientalischen Ursprung habe. Das Wort סומפננה oder סיפניה Dan. 3. 5. 10. 15. ist dem Worte συμφωνία noch ähnlicher, aber zum Unglück ist dieß letztere nicht, wie das chaldäische Wort, der Name eines musikalischen Instruments, sondern zeigt, wie es Burette bey Schneider im Lexikon erkläret, die drey Accorde an, Quarte, Quinte und Octave, διὰ τεσσάρων, διὰ πέντε, διὰ πέντε, auch ein Concert von mehreren Stimmen oder Instrumenten; oder eine Mischung von beyden, oder auch die Terze; die Ähnlichkeit mit dem chaldäischen Namen ist also wohl nur zufällig, wie in שלטי und dem deutschen Schilde. Denn wenn Isidorus Hispalensis συμφωνία von einem musikalischen Instrumente erkläret, so hat er es wohl aus Daniel genommen, und ein so junger Auctor verdienet von so alten Sachen ohnehin keinen Glauben. Endlich wäre auch noch schärfer zu untersuchen, in welcher Zeit der Verkehr der Griechen mit den Orientalern angefangen habe. Krösus stand wenigstens mit dem letzten Könige von Babylonien im Bündnis. Man vergl. noch Jablonsky Opusc. T. III. p. 126 seqq. Andere Beyspiele hat Herr Berthold gar zu unglücklich gewählt, wie wenn נבובה so viel als νομισμα seyn soll, welche Bedeutung sich zu Dan. 2. 6. 5. 17. und zum Thargum Jonathans Jer. 40. 5. 5. M. 33. 24. gar nicht schicket; oder wenn פטע oder פטע πεταβος seyn soll, da doch die Syrer das Wort פטע haben, und vom Unterkleide gebrauchen,

Wenn man bey den Ähnlichkeiten der Wörter dieser verkehrten Weg einschlagen will, so kann man auch behaupten, daß das hebräische פתח von dem griechischen φυκος, oder gar von dem lateinischen *fuscus* herstamme; ja daß alle Wörter, die Scheller und auch andere aus den orientalischen herleiten, aus der lateinischen oder griechischen Sprache zu den Orientalern übergangen sind, und so קרן von *cornu*, מִסְכָּךְ von *misceo* oder von *μισγω*, עַיט von *aetos*, אֵיץ von *aveu* herstamme, u. s. w.

— Doch wir kehren zur Sache zurück. — Das vierte Stück, K. 3. 32—4. 34., ein Ausschreiben Nebukadnezars, setzt Hr. B. in die Zeiten der Makkabäer, das fünfte Kap. 5—6, in noch jüngere Zeiten, das sechste, Kap. 7, in die Zeiten des Antiochus Epiphanes, das siebente, K. 8, macht er noch jünger, weil v. 1 auf 8, 1. zurücksieht, als ob die schlaunen späteren Verfasser immer die Stücke ihrer Vorgänger vor Augen gehabt hätten, oder als ob einerley Verfasser nicht auf seine älteren Schriften zurückblicken dürfte. Das achte Stück, K. 9, soll von einem Priester aus dem Zeitalter des Antiochus Epiphanes herrühren, und das neunte, K. 10—12, noch jünger seyn. Alle diese einzelnen Stücke sollen nun auch noch viele Veränderungen erfahren haben, erst nach Christi Geburt gesammelt, dann vor der Mitte des zweyten Jahrhunderts nach Christi Geburt von einem alexandrinischen Juden ins griechische übersetzt, und der alexandrinischen Version einverleibt worden seyn. Dieses alles sollen wir Hrn. Berthold auf sein Wort glauben; es zu widerlegen, ist wohl ganz unnöthig. Nur müssen wir noch anmerken, daß es dem Hrn. Verf. hier gar nicht einfällt, die Frage aufzuwerfen, wie ein, in so jungen Zeiten entstandenes Buch in den Kanon einschleichen konnte, wogegen er diese Frage bey Sacharia Seite 1715 sehr urgirt, weil sie dort seine Meinung unterstützen muß.

Dieses mag hinreichen, die Hypothesen des Hrn. Verfs. zu bezeichnen. Der Werth des Buches besteht, wie wir schon bey den ersteren Bänden gesagt haben, nicht in diesen, sondern in der fleissigen Sammlung der verschiedenen Meinungen, welche man hier getreu dargestellt findet, und mit einem Blick übersehen kann, in welcher Rücksicht diese Einleitung aller Empfehlung würdig ist.

Gotthold Ende.

### Schöne Wissenschaften.

Selam. Ein Almanach für Freunde des Mannigfaltigen. Herausgegeben von J. P. Castelt.

Vierter Jahrgang 1815. Wien, gedruckt und im Verlage bey *Anton Straufs*. 12. 392 S.

Der Herausgeber des *Selams* ist auch in diesem Jahre seinem Plane, Mannigfaltigkeiten für die Leselustigen anzuhäufen, nicht zum Vortheile des Taschenbuchs getreu geblieben, doch hat er eine sorgfältige Auswahl, wenigstens in den vorzüglicheren Abtheilungen getroffen, und wenn wir gleich manche der sogenannten Kleinigkeiten, Scherze und dergleichen weg wünschen müssen, so werden wir dafür durch manches Vorzügliche grösserer Art entschädigt. Die Auflage ist geschmackvoll und correct, die beygefügte Kupfer jedoch stehen weit unter jenen der vorigen Jahrgänge. Der Inhalt ist in vierzehn Rubriken gesondert. Die Lieder nehmen nach der gewählten Abtheilungsmethode einen ziemlich kleinen Raum ein, obgleich sie, unter andern Rubriken verborgen, den grössten Theil des Taschenbuchs, und zwar mit Recht ausmachen. Unter den Balladen und Romanzen, welche nach dem Kalender das Taschenbuch eröffnen, glauben wir die Ballade des Herrn *Weidmann* als bey einem schönen Stoffe nur durch die große Nachlässigkeit der Behandlung mißlungen, von den übrigen sondern zu sollen, deren jede sich durch eigenthümliche Verdienste auszeichnet. Unter den hierauf folgenden Sonetten halten wir die des Herrn *Deinhardstein* für die gelungensten. Unter der Rubrik Sagen und Legenden sind zwey Gedichte vorhanden: Der *Ebers Brunnen*, nach einem österreichischen Märchen, dann *Bischof Bruno*. Dem Verfasser des Erstern hat aber, wie es scheint, eine zu trübe Leidenschaftlichkeit bey der Ausarbeitung seines, sonst wirklich mit Glück angelegten Gedichtes geschadet, und das beabsichtigte Düstere und Geheimnißvolle seiner Erzählung ward auf diese Weise ein undurchdringliches Dunkel. Das zweyte Gedicht, *Bischof Bruno*, enthält eigentlich nichts, als das der Tod es dem Bischof bey Nacht und Tag vorausgesagt hat, das er ihn künftigen Abend holen werde, welches endlich auch, zum Schrecken des Bischofs, der es nicht glauben wollte, wirklich geschieht. Die Rubrik: Erzählungen, liefert erstens eine sehr drollige Geschichte von Herrn *Veith: Felix Entenschnabels, Hörers der Philosophie, mühseliger Liebeshandel, sammt poetischen und algebratischen Bedenklichkeiten*. Gewiß wird jeder Leser dem guten Herrn Entenschnabel seine Theilnahme schenken, zeigt er sich gleich mehr als billig gegen das schöne Geschlecht erbofst, wie nachstehende Verse bewähren:

Schlimmer denn ein Frauenzimmer  
Kann's nunmehr kein Wesen geben,  
Flimmer, Glimmer, eüler Schimmer,

All ihr Weben, Leben, Streben!  
Dümmer, grümmter werd ich immer,  
Nimmer will mein Groll sich heben.

Die Erzählung: Die beyden Freunde, oder die Reise nach Mekka, von Herrn *Castelli*, gibt die Darstellung zweyer, durch gegenseitige Aufopferungen, und die die Zeichen der aufrichtigsten wechselseitigen Neigung einander werthen Freunde, die sich zuletzt über die Frage, ob Mohameds Stute lichtbraun oder dunkelbraun war, in bitterm Hafs entzweyen. Wir glauben nicht, das diese Geschichte ihre Anwendung in unserer Zeit finde, der es grösstentheils gleichgültig seyn dürfte, wie der Prophet selbst, geschweige wie seine Stute aussah. Unter den hierauf folgenden Fabeln, dann Oden und Hymnen ist manches Gelungene, und wir glauben hier insbesondere die Beyträge der Herren *Veith, Bernard* und *Selliers* anführen zu sollen. Ausser in der Rubrik Balladen sind die vorzüglichen Beyträge dieses Taschenbuchs in der Rubrik Elegien vorhanden, viele derselben sind ihrem Charakter nach durchaus Lieder, andere, wie die vorzüglichen Beyträge der Frau v. *Pichler*, der Dichterin *Theone*, Herrn *Zettlers*, Herrn v. *Hammers*, Herrn *Weissenbachs*, gehören eigentlich der Elegie an, nicht zwar im alten Sinne, doch nach dem neueren Sprachgebrauche. Unter den Liedern, welche in der Rubrik Lieder vorhanden sind, glauben wir jene des Herrn *Kuffner*, *Dambeck* und *Jeiteles*, welche Verfasser auch sonst schätzbare Beyträge lieferten, besonders bemerken zu sollen. Ein sehr joviales Trinklied des Hrn. Herausgebers ist von einer Composition *Salieri's* begleitet, die wohl jedermann willkommen nennen wird. Unter den sogenannten humoristischen Gedichten, die von verschiedenem Werthe sind, befindet sich eines des verstorbenen *Körner*. Poetische Kleinigkeiten, dann Übersetzungen und Bearbeitungen von Gedichten aus fremden Sprachen machen den Beschluß des Taschenbuchs. Unter den Übersetzungen befindet sich auch der zweyte Theil des *Stadtaufzugs* von Herrn v. *Hammer*, auch *Heft Mansar*, oder die *sieben schönen Ansichten*, betitelt. Diese sieben Gedichte sind reich an Schönheiten der Diction und orientalischer Begeisterung. Der Dichter liefert sie als zweyten Theil zu dem im verflossenen Jahre im Erichsohn'schen Almanach erschienenen *Stadtaufzugs* mit der Erklärung, hier bloß die poetischen Beynamen beybehalten, und die persischen Eigennamen nicht durch occidentalische, wie im vergangenen Jahre ersetzt zu haben, um allen Schattten der Vermuthung zu entfernen, als wenn unter diesen Namen wirkliche Schönheiten gemeint seyn könnten, welches wir hier gleichfalls zur Verständigung der Leser des Erichsohn'schen Almanach bemerken zu solien glauben.

# Wiener Allgemeine Literaturzeitung.

N<sup>ro</sup>. 104.

Freitag, den 30. December

1814.

## Organologie.

*Anatomische Untersuchungen bezogen auf Naturwissenschaft und Heilkunde. Von Carl Friedrich Burdach, Dr. der Philos. Med. und Chir. Rufs. kaiserl. Hofrath und Prof. der anat. Physiologie und gerichtlichen Medicin zu Dorpat etc. Erstes Heft mit 4 Kupfern. Leipzig 1814. Hartmann'schen Buchhandlung. 81 S. in 4.*

Der durch mehrere mit allgemeinem Beyfall angenommene Werke rühmlichst bekannte Verfasser eröffnet mit diesem Hefte ein neues Werk, von dem sich für die Aufklärung sowohl der theoretischen als praktischen Arzneykunde vieles erwarten läßt. Dieses Heft enthält vier folgende Aufsätze: 1. Umriss einer Methodik der Morphologie des menschlichen Körpers; 2. die Metamorphose der Geschlechter, oder Entwicklung der Bildungsstufen, durch welche beyde Geschlechter in einander übergehen; 3. Fragmente über Verhärtung der Organe; 4. Untersuchungen verwester Leichname.

I. Wir gelangen zur wahren Erkenntniß der ganzen Natur erst dann, nachdem unser Verstand sie in einzelne Theile zerlegt hat; wir müssen daher alle Körper, so auch den menschlichen Organismus, in dynamischer, mechanischer und chemischer Hinsicht betrachten. Das Mechanische, bestehend in der Mannigfaltigkeit der Theile, ihrer Formen und Verbindung, welche zweckmäfsig zu einem Ganzen verbunden sind, spricht uns zuerst an, und macht eine eigene Discipin, welche man die Anatomie genannt hat. Weil man aber nicht durch das bloße Schneiden, sondern auch durch andere Handgriffe zur vollkommenen Erkenntniß der verschiedenen Gebilde gelangen muß, so hält der Verf. es für angemessener an die Stelle der Anatomie den Namen der Morphologie des menschlichen Körpers zu setzen. Der Gegenstand der Morphologie sind also die mechanischen Qualitäten,

Zwölftes Heft.

nicht nur der festen sondern auch der flüssigen Theile: als die Theilbarkeit, Cohäsion, äufere und innere Gestalt, Contiguität u. dgl., zu deren Kenntniß wir durch den Tastsinn und das Gemeingefühl in Verbindung mit dem Auge gelangen; der Geruch und Geschmack unterrichtet uns vielmehr über die chemischen Eigenschaften. Die Aufgabe der Morphologie ist demnach die mechanischen Qualitäten aller einzelnen Gebilde und die räumlichen Verhältnisse derselben untereinander und in Gesamtheit des menschlichen Körpers nach ihrer Erscheinung und nach ihrem Sinne darzustellen, um dadurch theils die gesammte Naturlehre des Menschen zu begründen, theils den Heilkünstler in den Stand zu setzen, abnorme räumliche Verhältnisse zu erkennen, nach ihren Folgen und Wirkungen zu beurtheilen, zu beseitigen, und dabey die normalen Formen, so weit es möglich ist, unverletzt zu erhalten. Daher ist die Morphologie die Grundlage der gesammten Naturlehre des Menschen. Die Morphologie wird zuvörderst genetisch, d. h., wie sie selbst zur Wissenschaft sich bildet, dann didaktisch, d. i., wie sie im Lehrvortrag erscheint, betrachtet. Zur Lösung der Aufgabe der genetischen Morphologie wird zuerst eine sinnliche Anschauung der Gebilde nach ihren mechanischen Qualitäten, nach ihren Zusammenhang und Verhältnissen erfordert, da aber dieses nicht genügend ist, so muß man dann auch durch mechanische Analyse mittelst gewisser Handgriffe an Leichnamen untersuchen, und hiermit wird die Morphologie auch der Gegenstand der Technik, wodurch man die Theile trennt, entblößet, entfaltet, erweicht oder erhärtet, Canäle oder Höhlen ausfüllt u. s. w. Aus dieser analitischen Untersuchung geht dann eine synthetische Morphologie hervor, bey der man die erkannten Theile in Ordnungen und Classen bringt, sie stets in Rücksicht ihres Zweckes im Zusammenhang und Übereinstimmung mit dem organischen Ganzen sich denket. Diese Betrachtung des todten Körpers erhebt sich endlich zur Theorie der Morphologie

oder zur Physiologie, welche die Idee oder Grundursache des Typus der thierischen Krystallisation und aller im Leben vorkommenden Bewegungen aufsuchet. Zu dieser gelangen wir aber durch eine umfassende, und auf sichere Thatsachen der äussern Natur und unsers Bewusstseyns sich stützende Erkenntniß der Natur der Dinge, folglich theils durch die Betrachtung der mechanischen Erscheinungen, so wie auch der dynamischen des Magnetismus, der Electricität, des Lichtes, der Wärme, des Schalls. Wir können es dem Verf. eingestehen, daß wir aufser einzelnen Bruchstücken eine so vollkommene Morphotheorie, wie er sich selbe denkt, noch nicht besitzen, und er glaubt, der Fehler liege in dem, daß man in der sogenannten höhern Anatomie nur nach dem Zwecke und nicht auch nach dem Grunde fragte. (Man fragte wohl auch oft nach dem Grunde der Naturerscheinungen, allein die Natur antwortet immer in ihrer eigenen Sprache, die wir noch zu wenig verstehen, daher so viele Mißdeutungen derselben.)

Die didaktische Methode der Morphologie theilt der Verf. in den wissenschaftlichen und in den technischen Kurs ein, die wissenschaftliche Morphologie wieder in die allgemeine und besondere. Die allgemeine soll in sich die Elementarlehre begreifen, in welcher 1. die drey Grundstoffe, das Zellengewebe, die Muskelfaser und die Nervensubstanz abgehandelt werden; 2. die allgemeine Organologie, worin untersucht werden soll, wie aus jenen Grundstoffen die individuellen Organe, die Drüsen, die drüsigen und andern Eingeweide, das Herz, der Saugaderstamm, die Sinnorgane, Ganglien, Rückenmark, Gehirn u. s. w. sich construiren, und in Hauptkruppen sich vereinigen; 3. die Architectonik, welche den menschlichen Körper als ein mechanisches Ganzes betrachtet, untersucht die Provinzen des menschlichen Körpers und ihre Proportion und Verhältniß unter einander. Die besondere Morphologie betrachtet alsdann die einzelnen Systeme: das System der Bewegung, die Osteologie und Myologie, das Hautorgan, die Verdauungs-, Respirations-, Harn- und Geschlechtsorgane, endlich das Herz als die irritable, und das Gehirn, Ohr und Aug als die sensible Sphäre. An das Herz und das Gehirn soll sich die Angiologie und Neurologie anschliessen. Nachdem der angehende Arzt alle Theile der Morphologie gesehen, und die darauf sich stützende Physiologie studiert hat, und durch die gesammte Krankheits- und Heilungslehre um unter der Leitung des klinischen Lehrers Kranke zu behandeln, vorbereitet worden ist, so glaubt der Verf. sey jener erst zum technischen Kurse der Morphologie reif, um alle Theile in dem Kadaver sich selbst aufzusuchen, und

dabey auf die vorkommenden Abnormitäten, und auf die chirurgischen Operationen Rücksicht zu nehmen. Er soll also mit der Morphologie seine literarische Laufbahn schliessen, wie er sie damit angefangen hat. Rec. stellt es nicht in Abrede, daß nach dieser Methode der angehende Arzt auch zur nöthigen Kenntniß der Morphologie gelangen kann; indessen wird der Verf. es auch eingestehen, daß sich das Technische mit dem Scientificischen der Anatomie mit vielen Nutzen vereinbaren lasse, wenn die Gelegenheit zum Seziren für die Schüler vorhanden ist, und die Leichname in hinlänglicher Anzahl zu haben sind. Denn der Schüler sieht den wahren Zusammenhang und die Aufeinanderfolge der Theile in einem zur Demonstration verfertigten Präparate der von einander getrennten Theile nicht, wie er ihn findet, wenn er sich die demonstrirten Theile in dem Kadaver unter der Aufsicht des Lehrers selbst aufsucht, so erlangt er nebst der Kenntniß der wahren Lage und des Zusammenhangs der Theile auch die zur pathologischen und chirurgischen Anatomie erforderliche Fertigkeit schon früher und mit vieler Zeitersparniß.

II. Dieser Aufsatz enthält, wie der Verf. in der Vorrede sich ausdrückt, eine Gallerie der Abnormitäten der Bildung der Geschlechtstheile, durch welche beyde Geschlechter in einander übergehen: das ist eine vollständige Sammlung von Beobachtungen über die sogenannten Hermaphroditen, die bisher bekannt geworden sind, von deren einen der Verf. selbst an einem mit mißgestalteten Geburtstheilen behafteten und zergliederten Mädchen in der ein und siebenzigsten Beobachtung beschrieben, und in den angehängten Kupfertafeln schön abgebildet hat. Bey der vollkommenen Ausbildung der Organismen weicht die Species in die zwey Pole der Geschlechter, durch deren Gegensatz die Generation möglich wird. Der Charakter der beyden Geschlechter ist bey dem Manne die überwiegende Thätigkeit, die Expansion; bey dem Weibe die Plasticität, die involvirende Thätigkeit und eine höhere Sensibilität. Das bildende Geschlechtsorgan bey dem Manne ist das Testikelpaar, bey dem Weibe das Ovarienpaar; das leitende Organ bey dem Manne das vas deferens, bey dem Weibe die Muttertrompete; das aufbewahrende Organ bey dem Manne die Samenbläschen, bey dem Weibe der Uterus; das ausleerende Organ bey dem Manne die Harnröhre, bey dem Weibe die Mutterscheide. Ferner wird auch die Vorstehdrüsen des Mannes mit den Weiberbrüsten, die Clitoris mit dem Penis, die Schamlippen mit dem Hodensack, und die weibliche Schamspalte mit der Raphe des Scrotums in eine Parallele gestellt, deren Zweck doch nicht durchaus der nämliche ist. Wenn in dem Zeugungsacte beyder Geschlechter die evolviren-

de Thätigkeit auf ihrem Minimum steht in dem Fötus eine völlige Geschlechtslosigkeit mit mangelhafter Bildung des Afters und der Harnwerkzeuge, bey der das Leben schwerlich bestehen kann; wo aber in der Bildung des Embryo die evolvirende Kraft nicht so tief steht, daß die Geschlechtsorgane gänzlich mangelten, bilden sich die Geschlechtsorgane unvollkommen aus, und nähern sich in ihrer Form denen des andern Geschlechts, wodurch das Fortpflanzungsvermögen geschwächt oder gänzlich aufgehoben wird.

Von dieser abnormen Bildung der Geschlechtstheile hat der Verf. bis neun und siebenzig Beobachtungen gesammelt, die er in drey Classen theilt: nämlich in die Gynandrie, in die der Cryptogamen, und in die der Androgynen. Die Gynandrie ist die von ihren normalen Charakter abweichende und in Weiblichkeit übergehende Mannheit. Die erste Übergangsstufe zur Weiblichkeit machen die weiblichen Männer (mars effeminati) welche dem Körper nach nur männlich, aber dynamisch sich dem weiblichen Geschlechte nähern, sie haben eine klare Stimme, wenig oder gar keinen Bart, ihre Zeugungstheile sind klein, schwach, schlapp, sie sind meistens impotent, und in ihrem Thun und Lassen weibisch. Darauf folgen die, bey denen die Hoden im Bauche liegen (Cryptorchides), welche auch öfters eine dürftige Ausbildung des Zeugungsgliedes haben. Zur zweyten Stufe gehören die, welche bey vollkommenen Zeugungstheilen die Haut am Perinäum gespalten haben, und in dieser Spalte sich eine blinde Öffnung bildet; ferner die Hypospadien, wo das männliche Glied von seiner Normalität abweicht, klein ist, die Harnröhre ist gespalten, und öffnet sich unter der Ruthe in einer Spalte am Perinäum. der Hodensack ist gespalten, und stellt die weiblichen Schamlippen vor, die Hoden sind zuweilen auch noch im Bauche verborgen, und die Samenfeuchtigkeit leert sich mit dem Harn nahe an der Wurzel des Zeugungsgliedes aus, nur in seltenen Fällen öffnet sich die Harnröhre ober dem männlichen Gliede unter oder ober der Schambeinsvereinigung. Bey dieser Ungestaltung der Zeugungstheile findet zuweilen die Zeugungsfähigkeit noch Statt, wenn die Ejaculation des Samens längs der untern Fläche des Gliedes erfolgt. Wenn bey diesen Fällen die Hoden zu finden sind, ist an der Mannheit nicht zu zweifeln, wenn aber diese weder von außen noch durch die Befühlung in den Mastdarm können wahrgenommen werden, dann müssen die Symptome der Pubertät über das Geschlecht entscheiden. Die dritte und höchste Stufe der entarteten Mannheit ist, wenn zu jener monströsen und auf das weibliche Geschlecht deutenden Bildung der äußern Geschlechtstheile bey der Gegenwart

der Testikeln anstatt der Samenbläschen ein Uterus zugegen ist, welcher gewöhnlich ein häutiger zwischen der Urinblase und Mastdarm gelegener Sack ist, der zuweilen auch in eine Vagina sich öffnet. Bey diesen Subjecten wird öfter auch eine Menstruation bemerkt, auch pflegt die obere Hälfte ihres Körpers den männlichen, die untere Hälfte aber durch das breitere Becken, dickere Schenkeln u. dgl. den weiblichen Charakter anzudeuten.

Zu den Kryptogamien rechnet der Verf. die Fälle, wo erstens die Hoden im Unterleib zu beyden Seiten des Uterus waren und doppelte Ausgänge durch die Tuba in den Uterus, und durch den Ductus deferens in die Harnröhre, oder nur in einem Fall in der Samenbläschen, der Uterus aber selbst in die Urethra hatte. Zweytens wo auf der einen Seite des Uterus oder des Scrotums ein Testikel ist, der sich durch sein Vas deferens in ein Samenbläschen oder in den Uterus öffnet, auf der andern Seite des Uterus aber ein mehr oder weniger ausgebildetes Ovarium gefunden wird, welches durch die Tuba in der Uterus übergeht.

Zur Androgynis werden folgende Formen der Entartung der weiblichen Geschlechtstheile gerechnet: erstens wenn die Urethra längs der Clitoris bis an ihre Eichel sich erstreckt und sich da öffnet; dann wo die Vagina sich in die Harnröhre unter der Clitoris endiget, und nur mit einer Hautfalte, welche die Nymphen nur unvollkommen vorstellt, bedeckt ist; wo die Schamlippen wie ein gespaltenes Scrotum turgesciren und die Clitoris wie bey einem Manne gestaltet ist; ferner auch die Fälle wo die Clitoris nicht sowohl in ihrer Gestalt, als vielmehr in ihrem Volumen und Durchmesser sich dem männlichen Gliede nähert; oder wo durch die contrahirte Vagina die Schamspalte sich schließt, oder sich bis zum Durchmesser der Urethra verengert. An die letztern Formen schliessen sich die Viragines an, welche somatisch den weiblichen, dynamisch aber den männlichen Charakter haben, eine tiefe Stimme, höhern Wuchs Haare am Kin, und ihr Thun und Lassen ist mehr männlich.

III. Die Verhärtung der Organe scheint dem Verf. auf einer durch Oxydation bewirkten Gerinnung des Eyweißstoffes zu beruhen und durch eine vorläufige Entzündung bewirkt zu werden. Er fand die Leber eines Soldatenleichnams voll von Verhärtungen von der Größe einer Haselnuß bis eines Gänseceys, welche an der Leber Substanz begränzt waren und sich leicht heraus lösen ließen. Die Lebersubstanz war um die Verhärtungen sehr mürbe, so daß die Injection um sie lauter Extravasate bildete. Bey den verschiedenen chemischen Versuchen hat er in diesen Verhärtungen vornehmlich geronnenes Eyweiß und Kalk

entdeckt. In der Leiche eines andern Soldaten fand er die Beckenknochen so erweicht, daß man die Schamknochen schneiden konnte, dergleichen waren an den Querfortsätzen der Lendenwirbel, an den Rippen und an dem Brustbeine dergleichen erweichte Stellen. In der linken Lendengegend war ein Faust großer Ballen knochtiger Masse, die linke Niere aufgeschwollen und in eine schmirrige Masse verwandelt. Der Verf. glaubt, daß diese Osteosarcosis eine Folge der Nierenaffection war, obwohl auch das Gegentheil Statt haben kann; Rec. hat eine Osteosarcosis an sämtlichen Knochen eines Menschen beobachtet, wo keine Nierenaffection Statt hatte. In einer dritten männlichen Leiche fand er Wasser in der Brust und in dem Bauche, die Lungen vereitert, und alle Gekrösdrüsen verhärtet. Als er solche Drüsen in eine Ätzlauge that, blieb die äußere Haut unverehrt, während der innerlich geronnene Eyweißstoff flüssig wurde, so daß er, wenn man die Drüse zerdrückte, wie aus einer Blase herausspritzte. Die Säuren wirkten auf den Inhalt dieser Drüsen nicht so auflösend, sondern verwandelten ihn in eine bröcklichkäsige Materie. Der Verf. schließt daraus, daß die Verhärtung dieser Drüsen ebenfalls auf Oxidation des Eyweißstoffes beruhe, und daß das Laugensalz die Kraft habe organische Verhärtungen zu lösen, wie ihn seine ärztliche Praxis neuerdings davon überzeugt hat.

IV. Den Beschluß macht die Untersuchung unverwesener Leichname. Hier ist nicht die Rede von den Mumien, welche durch Kunst der gänzlichen Zerstörung entrissen werden, sondern von jenen, welche aus natürlicher Disposition und durch die Beschaffenheit der Grabstätte früher ausgetrocknet wurden, bevor die gänzliche Zerstörung durch die Faulniß hat erfolgen können. Unter den Schriftstellern, welche derley Beobachtungen gesammelt haben wird vorzüglich Medicus angeführt, welcher die Begräbnisstätte anführt, wo alle Leichname der Faulniß widerstanden, als auch jene Örter, wo nur wenige oder nur einzelne gefunden wurden. Äußere Ursachen von Austrocknung der Leichname sind Kälte, große Hitze, Luftzug, salziger, harziger oder sandiger Boden; innere Ursachen die Magerkeit des Körpers durch Alter, auszehrende Krankheiten, Strapazen u. dgl. In den neuern Zeiten hat man auch die Vergiftung mit Arsenik als faulungswidrige Ursache kennen gelernt. Der Verf. hatte die Gelegenheit drey solche ausgetrocknete Leichname zu untersuchen, und fand an der zwey erstern die Haut nufsbraun fest wie Schweinsleder und der Länge nach gerunzelt; das Fleisch braun, fädig, zäh wie ausgedörte Holzfasern, und als er es im Wasser gekocht hatte, stellte sich das vollkommene

Muskelgewebe wieder her, die Fasern wurden biegsam, dehnbar, zeigten sich durch Zellengewebe verbunden und von Gefäßen durchzogen, auf dem braunen Absud schwamm etwas Fett, und der eingedickte Absud gab eine Gallerte, das Gehirn war zu einem braunern Pulver eingetrocknet. Bey der dritten Leiche, an welcher der Kopf fehlte, war die Haut auf ähnliche Art wie bey den vorgehenden beschaffen, die Lunge blaulich-schwarz und sehr zusammen getrocknet, und schwoll in Wasser mehrere Stunden eingeweicht wenig an. Die Wände des Herzens waren sehr dünn, die Aerte dick, fest und liess sich in mehrere Membranespalten, das Zwerchfell zeigte sich wie Papier dünn, das Omentum ein gelblich-weißser Klumpen und seifenartig anzufühlen. Die innere Haut des Magens war fest; glatt, falltrig und wie marmorirt, durch zwanzig Stunden macerirt wurde sie erweicht und liefs sich von der Muskelhaut trennen in welcher auch die Gefäßvertheilung wahrgenommen wurde. Der Absud des Magens zeigte mit dem Schwefelwasserstoffgas und Kupferammonium keinen Arsenik. Die Gedärme waren in eine verworrene Masse zusammen geschmolzen, die Milz so poros als ob sie aufgeblasen und getrocknet worden wäre. Die Leber war fest, zäh und hellbraun, an der der Verf. glaubt den Unterschied Rinden — und Marksubstanz nach Autenrieth noch wahrgenommen zu haben. Das Zellengewebe um die Nieren war locker und schwammig, die Nieren selbst aber ganz geschwunden, so daß nur die umgebende Haut zurückblieb, welche gleichsam zwey Beutel bildete, wovon der eine in dem andern enthalten war. Die weiblichen Geschlechtsteile waren in einer verworrenen Masse zusammen geflossen, woraus der Verf. vermuthet, die Frau sey etwan als Wöchnerin gestorben.

Wir begnügen uns mit dieser gedrängten Anzeige der vorliegenden Schrift, welche den Lesern durch die höhern und philosophischen Ansichten des Verf., die hier der Kürze halber übergangen sind, ein mehrseitiges Interesse gewähren wird.

### Erziehungsschriften.

*Der Schulrath an der Oder*, für Volksschulen, Lehrer an denselben, und andere Freunde und Beförderer des Volksschulwesens, in vierteljährigen Lieferungen herausgegeben von Dr. Daniel Krüger, residirendem Domherren und Domprediger der Kathedrale Kirche, Fürstbischöflichem Rathe bey dem General-Vikariat-Amt, Schulen-Inspector und Director des katholischen Schullehrer-Seminariums, und

Dr. *Wilhelm Harnisch*, erstem Lehrer am protestantischen Schullehrer-Seminarium. Erste Lieferung. Breslau, bey *Joseph Max* und *Comp.* 1814. 8. geheftet. 190 S. und eine tonkünstliche Beylage.

Aus den vielfach streitenden Ansichten über Schul- und Erziehungswesen, die in den letzten vierzig Jahren in Deutschland hin und her fluteten, so, daß bald die eine, bald die andere Ansicht die mit Sieg gekrönte war, hat sich wenigstens die lebendig erhalten, daß besonders auf Bildung der Lehrer ernstlich Rücksicht genommen werden müsse, und vorzüglich auf die Lehrer, welche bestimmt sind, die Leitung der kleinern Schulen auf dem Lande zu erhalten. Diese Ansichten haben die wohlthätigen Unterrichtsanstalten für Volksschullehrer hervorgebracht.

Je mehr nun dafür besonders in Schlesien geschehen ist, je mehr sieht man doch auch wieder, daß noch Bedeutendes geschehen kann und muß, daß solche Anstalten nicht an der Oberfläche forstreifen können, sondern in das Innere eindringen, zu Mark, Knochen, Sehnen erstarren müssen. Es muß ein Mittel geben, indem die Lehrer mit den Schülern sich vereinigen, zu dem alle treten können, in dem beyde eine gemeinsame Unterhaltung finden. Am bequemsten und zweckmäßigsten sind dazu immer Zeitschriften gefunden worden. Betrachten wir den Inhalt dieser neuen, die in dieser Absicht entworfen ward.

*I. Plan, Einrichtung und Zweck des Schulraths an der Oder.* Unter vielem Gedachten, Triftigen und Eindringlichen (hin und wieder wird im Drange kraftvoll und bedeutend zu sprechen, und ein wenig mit den Worten gespielt und geprunkt) zeichnen wir folgende Stelle aus: „*Daß nicht immer alle Schullehrer auf dem Wege, auf dem sie in den Lehrschulen (Seminarium) geleitet werden, fortwandeln, öfters es auch nicht können, ist eine alte Erfahrung, die wir vorzüglich zu machen Gelegenheit hatten. Daß das Schulwesen des Volks nur gedeihen kann, wenn der Schullehrer immer fortwächst in seinen Einsichten, Kräften und in seinem Willen, ist ebenfalls klar, und wird vorzüglich in unsern Zeiten sichtbar, wo neben den großen (die Herausgeber haben in Betreff des Buchstaben s eigene Grundsätze, von denen in den gelegentlichen Auszügen manche Beyspiele vorkommen werden) Fortschritten der Erziehungs- und Unterrichts-Grundsätze, die Vorsehung oft so laut zu den Völkern geredet, und mit Thatenschrift Gedanken geschrieben hat. Es wird jetzt so vieles von einigen Staaten für Volksbildung gethan, es ist vieles zu hoffen, aber noch weit mehr zu thun, und diese Hoffnungen und diese Thaten hängen größ-*

tentheils ab von gut gebildeten Schullehrern. Wir sind dazu berufen, in Verbindung mit mehreren andern wackern Männern, die Schullehrer zum Amte zu bilden, könnten wir ihnen nicht auch Gelegenheit geben, daß sie sich im Amte fortbilden! Wie herrlich würde es seyn, wenn wir auf diese Weise stets mit unsern Schülern in Verbindung ständen, wenn sie dadurch in ihrem Wirken und Streben selbst unter einander belebt und belebend verbunden wären, wenn endlich dadurch zunächst etwas zur Verbesserung des schlesischen, und somit auch deutschen Schulwesens geschähe! — Mit diesen Gedanken, Erfahrungen, Ansichten und Wünschen, in diesem Streben für Ein und dasselbe, — für die Bildung der Menschheit durch Schulen, kamen wir ohne besondere Veranlassung zusammen, fanden uns in einander, und gehen auf gleichen Bahnen nach ein und demselben Ziele. *Bey diesen Zwecken kam der Unterschied der Glaubensbekenntnisse in gar keine Anregung, sondern nur das, was allen Glaubensbekenntnissen der Christen zum Grunde liegt, Erziehung der Menschheit in Christo.* Hier ist nur die Rede von dem, was unter allen gesitteten Völkern, was zumal unter den Deutschen in allen kirchlichen Vereinen bey den verschiedensten Meinungen in göttlichen Glauben und in thätiger christlicher Liebe geschehen kann und geschehen soll, um durch Weckung und Belebung aller Kräfte, so Gott in den Menschen gelegt, einer würdigen Selbstständigkeit des Einzelnen den Weg zu bahnen, die Gesamtbildung des Volks zu erhöhen, und richtige Einsichten, im treuesten Bunde mit guten echt christlichen Gesinnungen und Werken zu verbreiten.“

Nachdem die Verfasser berührt haben, daß ihre Zeitschrift zunächst für Schlesien bestimmt ist, und sie besonders die schlesische Schulverfassung als nächstes Ziel setzen, fahren sie fort: „Wir sind der Meinung, daß, indem wir uns Schlesien zu unserm nächsten Ziele setzen, wir gerade dadurch am besten für Deutschland arbeiten, was ja unser aller Ziel seyn muß, wenn wir das erworbene Gut der Freyheit bewahren, und zur Ehre Gottes verwalten wollen. Wir werden uns bemühen, im Fortlauf dieser Zeitschrift auch hinzuweisen auf das, was Noth ist in der deutschen Volksbildung. Freylich läßt sich eine Verbesserung in der deutschen Volksbildung nicht von Schulmännern allein durchführen. Die Volkserziehung steht in der genauesten Verbindung mit der ganzen Staatsform und der Gesetzgebung; wie dieß Pestalozzi in seinem *Lienhard und Gertrud* am klarsten dargestellt hat. Alle Staatsverfassungen sind und bleiben papierne, wenn nicht der Geist des Volks sie durchwebt und durchlebt; und damit dieß geschehe, so muß Er-

ziehung und Bildung des Volks die wichtigste Angelegenheit des Staates seyn. — Handel, Ackerbau, Viehzucht und Gewerbe können ein Volk reich machen, die Erziehung aber muß dem Volke Stärke geben, und nur ein kräftiges, und durch sich selbst erhabenes Volk trotz den Stürmen der Zeit."

Nach der Aufzählung dessen, was diese Zeitschrift nicht seyn soll, und was man nicht von ihr zu erwarten hat, kommt die Aufzählung dessen, was man finden soll, und darüber erklären sich die Verfasser so: „Gelingt den Herausgebern ihre Unternehmung, so soll der Schulrath a. d. Oder seyn den Volksschullehrern ein Rathgeber, den Volksschulvorstehern ein herzlicher Freund, den Freunden des Volksschulwesens ein Trost, und den Beförderern desselben eine Ermunterung; und um diesen Zweck zu erreichen, wird er folgendes enthalten: 1) Wege und Leitfaden für besondere Zweige des Unterrichts. 2) Aufsätze über die Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätze. 3) Abhandlungen über die inneren und äußeren Schuleinrichtungen. 4) Auszüge aus solchen Erziehungs- und Unterrichtsschriften, die nicht leicht selbst in die Hände der Schullehrer kommen. 5) Falsche Beurtheilungen und Anzeigen von herausgekommenen Unterrichts- und Erziehungsschriften, wenn sie wichtig sind für die Volksbildung. 6) Nachrichten von Bildungsanstalten für Volksschullehrer. 7) Nachrichten von Volksschulen selbst, wenn sie ausgezeichnet gut oder auffallend schlecht sind. 8) Nachrichten von Verbesserungen, die für das ganze Schulwesen in einem Staat, Kreise und Orte, von Behörden oder Schulmännern gemacht sind, 9) Rügen von noch bestehenden Hindernissen des Schul- und Erziehungswesens. 10) Lebensbeschreibungen von wackern Erziehern. 11) Solche Unterrichtsmittel, die vorzüglich bey der Gottesfurcht und dem Gesange dienen, wenig bekannt sind, und zur Erhebung und Belebung gereichen. Daher Kraft und Kernsprüche, so wie auch Lieder in Verbindung mit Noten. 12) Äußerliche Vorfälle, als Tod, Anstellung, Versetzung, Prüfung u. s. w. der schlesischen Volksschullehrer, und einzelne Begebenheiten in den Schulen."

So haben sich die Herausgeber, ungeachtet sie vieles, als nicht für ihren Plan gehörend, beseitigen, einen weiten Wirkungskreis abgesteckt, und wir wollen nun nur noch kurz betrachten, was sie in diesem ersten Hefte liefern.

II. *Leitfaden bey dem Rechenunterricht.* Nach Pestalozzischen Grundsätzen fängt der Verfasser an, die Rechenlehre zu entwickeln, und verspricht die Fortsetzung in dem nächsten Stücke.

III. *Aufruf an Deutschlands Schulvorsteher und Schullehrer.* Dieser Aufruf betrifft die Leibesübungen, oder wie der Erneurer derselben, F. L. Jahn

sie genannt hat: die Turnkunst. Wir können hier nur anführen, daß diese wichtigen Übungen auf eine eindringliche Art ans Herz gelegt sind, und behalten uns vor, in kurzem, bey Gelegenheit eines eigenen Buches darüber, ausführlich zu sprechen.

IV. *Auszug aus der Schrift: Lienhard und Gertrud;* ein Buch für's Volk. Der diesmalige Auszug aus diesem geschätzten ersten Werke Pestalozzi's ist aus Th. I. S. 166—186 der alten Ausgabe genommen, die, wie die neuere, vergriffen ist, und enthält eine hässliche Abendandacht. In mehr als einer Hinsicht ist diese Stelle, und gerade jetzt, wohl wichtig. Eindringlich erklärt sich der Mittheiler (Dr. H.) selbst am Schlusse darüber dahin: „Wir haben diese schöne Stelle nicht gewählt, sondern die erste aus dem ersten Theil genommen, von denen Stellen, die wir uns ausgezeichnet haben. Aber wozu diese Stelle? — Sie ist die wichtigste für die ganze Erziehung, deren Ziel Gottesfurcht ist, welche nur auf diese hier angegebene Weise erzeugt werden kann. Daß einige Mütter solche Gertruden sind, wissen wir sehr gut, daß es noch wenige sind, eben so gut. Der Schullehrer muß auch hier Muster und Vorbild seyn in der Erziehung seiner eigenen Kinder, und so fern ist diese Stelle ihm höchst wichtig; aber eben so wichtig für ihn als Lehrer der Gottesfurcht in der Schule. Er hat hier ein Muster, wie er muß in das innere Leben seiner Schüler eingehen, wie er muß mit ihnen sprechen über ihre Verhältnisse, wie er theilnehmend und liebend dieß behandeln, und mit ihnen beten muß. Das leere Verstandesgeschwätz in den Stunden der Gottesfurcht ist eitel Thorheit und bringt die Kinder mehr von Gott ab, als zu ihm hin. Es ist zum Erbarmen anzuhören, wenn der Schullehrer fragt: Was ist Gott? Was ist Gott nicht? Was kann er nicht seyn? Was will Gott nicht? Wozu ist Gott? u. s. w. Zeiget den Kindern Gott in ihrem eigenen kleinen Leben, so werden sie tief fühlen, was Gott ist, und können sie auch die Frage: „was Gott ist" nie beantworten, so gereicht es ihnen zum Trost, daß die größten Weisen es nicht können. Fühlen sie aber in ihrem Innern Gott nicht, wird Tugend ihnen nicht zur Gewohnheit, so eilen sie der Gottlosigkeit und dem Laster entgegen, und wenn sie auch alle Katechismusfragen sammt allen albernen Fragen, die der Lehrer hinzufügt, beantworten könnten.

V. *Anzeigen und Beurtheilungen.*

VI. *Mittheilungen über Heinrich Pestalozzi's Eigenthümlichkeit, Leben und Erziehungsanstalten.* Dieser Aufsatz, der in den folgenden Lieferungen fortgesetzt werden soll, spricht nur zuerst von Pestalozzi's Eigenthümlichkeit, mit vieler Wärme, mit großem Feuer, so, daß Stellen

eintreten, in denen man nicht den Beobachter und Geschichtschreiber der Geistes-eigenthümlichkeit eines merkwürdigen Mannes, sondern die Sprache des Begeisterten findet, welches auf manchen nicht wohlthätig wirken möchte, um so weniger, da Pestalozzi vor dem Richtstuhl des ruhigen, gefassten Beschauers immer seine hohe Würde, seine Größe bewahren und erhalten wird, indessen ein zu schwärmerisches Erheben leicht noch mehr den menschlichen Widerspruch reizt.

Gewissermaßen entschuldigt sich der Verfasser selbst, indem er am Schlusse sagt: „Von Pestalozzi's *Fehlern* habe ich nichts gesagt, vermöcht's auch nicht, denn vor dem Glanze der Sonne sieht man die Flecken nicht; und dann — Pestalozzi ist mein Vater im Geiste; — wehe dem Kinde, das des Vaters Blöße aufdeckt! — Denkt an Ham! (Mose 9, 25). Übrigens wißt Ihr ja, daß Pestalozzi ein Mensch ist, und noch nicht als Engel in den Reihen der Vollendung und Vollkommenheit wohnt. Macht Euch also auch kein überirdisches Traumbild von ihm!“ — Diese Stelle möge auch als Beispiel von des Verfassers Schreibart dienen. Die Fortsetzung wird Pestalozzi's Leben enthalten.

VII. *Ueber die katechetisch-sokratische Lehrart*, nebst Niemeyers Urtheil darüber, und zwey Proben aus Katechisationen.

VIII. *Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung des katholischen Schullehrer-Seminarium zu Breslau*. Die Einrichtung der Lehrerschule, von der man gerne etwas ausführlicher etwas erfahre, ist von sehr triftigen und zeitgemäßen Betrachtungen durchschnitten, deren Werth und Richtigkeit wir keineswegs verkennen, indessen doch wünschen möchten, daß sie mehr als Einleitung zusammengestellt wären, als daß sie hier mit der Betrachtung der Lehrerschule wechselt und oft zu weit abführt, wie z. B. S. 186—88 die Abschweifung über die jetzt einreisende Unsittigkeit.

Den Beschluß macht IX. eine Litaney: O sanctissima, o piissima dulcis virgo Maria etc. deren Verbreitung wegen ihrer großen Trefflichkeit und Einfachheit sehr zu wünschen ist. Die Herausgeber haben auch deutsche Worte untergelegt. — Wichtigkeit und Werth dieser neuen Zeitschrift wird sich aus dem vorgelegten Plane und dem Inhalte dieses Stückes von selbst ergeben. Schliesslich übergeben wir das von uns gebrauchte Wort Lehrerschule für Seminarium den für Reinigkeit der deutschen Sprache Bemühten, zur Beurtheilung; es scheint uns bezeichnender, als das von den Verfassern gebrauchte Wort Lehrschule. Seminarist würden wir durch Lehrschüler geben.

## Schöne Wissenschaften.

*Minerva, Taschenbuch für das Jahr 1815*. Siebenter Jahrgang. Mit 10 Kupfern. Leipzig bey Gerhard Fleischer dem Jüng. 12. S. LXXVI und 456.

*Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1815*. Von Göthe, Huber, Lafontaine, Pichler, J. P. Richter und andern. Mit Kupfern. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 12. 396 Seiten.

Das Titelkupfer der Minerva stellt die Göttinn, welcher das Taschenbuch geweiht ist, selbst dar, wie sie die Genien des europäischen Völkervereins schirmt. Die übrigen Kupferstiche geben Scenen aus *Wilhelm Tell*, acht an der Zahl, von Herrn Ramberg gezeichnet, von Böhm, Veith und Schmidt gestochen. Die Darstellung der Scene auf dem Rüttli, dann jene des sterbenden *Gesler* scheinen uns unter allen, was die Zeichnung betrifft, am glücklichsten ausgeführt, der Stich ist in allen sehr schön, so daß auch Zeichnungen, wie die des Apfelschusses, oder des Bundes der drey Männer, obwohl an sich tadelhaft, durch die meisterhafte Arbeit des Kupferstechers einen angenehmen Eindruck gewähren. Die den Kupfern beygefügte Erklärung scheint uns zu sehr bemüht, dasjenige, was sie erklärt, als ein Meisterwerk zu beschreiben, und macht wider Willen auf manche Mängel der Ausführung dieser Zeichnungen, durch die Länge, in welcher sie bey denselben zu verweilen zwingt, aufmerksam. Übrigens ist sie voll Erudition, und der Leser erfährt nebenbey manches Wissenswürdige, wofür er dem Mittheiler danken wird. Die poetischen und prosaischen Beyträge zur diesjährigen Minerva sind wie gewöhnlich reich an Verdienst, und wenn gleich in den poetischen Kleinigkeiten auch hier so manches mitunterläuft, welches auf Witz vergeblich Anspruch macht, so sind die größern Beyträge dafür desto interessanter. Unter den Novellen und prosaischen Erzählungen glauben wir die lustige Erzählung: *das Hochzeit-Gedicht ohne Arrest*, von Hrn. Fr. Kind, dann *die Erbschleicherinn*, von Kähler, als besonders interessant bemerken zu sollen. Hrn. Bredow's Biographie: *Franzika von Aubigné Marquisinn von Maintenon*, deren Beschluß im diesjährigen Taschenbuche gegeben wird, erneuert die Achtung für den in Deutschland allgemein geschätzten Historiker. Diese Biographie ist bey der sorgfältigsten Benützung der Quellen durch die Richtigkeit

ihrer Angaben, wie durch die eigenthümlichen Ansichten des Verss., und den edelsten Sinn für Unparteylichkeit merkwürdig, und eben so durch die Schönheit des Vortrags belohnend und im hohen Grade anziehend. Die Fortsetzung der mythologischen Fragmente von Hrn. C. A. G. Clodius, *Urreligion und Heidenthum*, dringt allerdings tiefer in den Gegenstand der Untersuchung ein, als der Anfang erwarten liefs, und biethet bey einem vollendeten Vortrage reichlichen Stoff zum Denken dar, indem sie nicht blofs erklärend, sondern auch anregend genannt werden mus. Unter den poetischen Arbeiten ist *die Belagerung von Ancona*, von Freyherrn von Fouqué, rührend und in ihrer Einfachheit erhebend, dann *das befreyte Deutschland*, eine Cantate in zwey Abtheilungen von Caroline Pichler, geb. v. Greiner, das merkwürdigste. Wir glauben dem Leser folgenden schönen Chor des verbündeten Heeres nach der Schlacht bey Leipzig ausheben zu sollen:

Geschlagen ist die Völkerschlacht,  
Der stolze Feind entflieht,  
Mit uns war Gott und seine Macht,  
Stimmt an das Siegeslied!  
Verfolgt den Feind! Rasch auf ihn zu!  
Und gebt dem Dränger keine Ruh.

Zum Rhein! zum Rhein! — und übern Rhein!  
Frey sey die deutsche Fluth!  
Zur Weihe taucht die Schwertler ein,  
Gefärbt mit Feindes Blut.  
Wo deutsche Sprache klingt, da sey  
Das deutsche Volk auch ewig frey.

So sey denn rastlos fortgekriegt,  
Bis auf der Heimath Flur  
Der Feind ermattet uns erliegt;  
Das führt zur Ruhe nur.  
Dann reichen wir in seinem Land  
Zum Frieden ihm die Siegerhand.

Das Taschenbuch für Damen enthält sechs Kupferstiche nach Zeichnungen von der Hand einer Dame; wie der Erklärer sagt, kleine erotische Bilder voll Sinn und Gefühl, welches wir nicht verneinen wollen, doch nicht umhin können, zu bemerken, das das Technische dieser Arbeiten von einer noch sehr unsichern Hand zeugt. Die darauf folgenden vier Darstellungen der Jahreszeiten von Rippenhausen und Schenk erfreuen zwar durch eine nicht zu verkennende Gründlichkeit der Arbeit, doch sind die Figuren für das beengende Format zu kolossal. Ein Frauenlied von Langhein, einige Distichen, dann ein gereimtes Epigramm, von Hrn. Conz und Weisser, auf welche ein Epilog zum Trauerspiele Essex, im Charakter der Königin, von Herrn von

Göthe folgt, machen den Eingang dieses Taschenbuchs, welches sich überhaupt durch reichhaltige Beyträge auszeichnet. Die Erzählung *das Haus im Walde*, oder *Försters Aennchen*, von Herrn Lafontaine, ist eine seiner gelungensten kleineren Arbeiten, und man wird nur selten durch die an diesem Romanenschriftsteller öfter gerügten Eigenheiten des Vortrags in dem Genusse dieser wohl erfundenen Geschichte gestört. Die Charakteristik ist mit sicherer Hand gezeichnet; und wenn gleich manchmal an der Grenze der Übertreibung nahe genug vorbeystreifend, doch nicht über dieselbe hinübergeführt, Mehrere Gedichte worunter sich die des Herrn Conz vorzüglich auszeichnen, bilden den Übergang zu einer Erzählung eigener tragischer Art, von Hrn. Huber: *Geschichte eines armen Juden*, betitelt. Niemand wird diese, durch die Wahrheit der Darstellung ergreifende Novelle ohne inniger Rührung lesen. Reichhaltig, und durch den romantischen Stoff besonders anziehend, ist die Erzählung der Frau von Pichler: *der entwendete Schuh*, eine Begebenheit, welche uns mitten in die schöne Zeit Leopold des Tugendhaften von Oesterreich hineinführt, und das alte Leben der Ritterzeit vor unserer Phantasie vorüberführt. Den Stoff hat diese Erzählung wie mit *Shakspeare's* Schauspiele *Imogen* und der bekannten Novelle des *Boccaccio*, so mit manchen Dichtungen des Mittelalters gemein. (Sieh Grimm's altddeutsche Wälder.) Es handelt sich nämlich um die Wette über bezweifelte weibliche Treue, welche der Gatte, der, getäuscht, bereits verloren zu haben glaubt, gewinnt. Die Ausführung dieses ersten Stoffes aber ist durch die glücklichste Phantasie wahrhaft dichterischer Art in jeder Hinsicht neu und überraschend, die Erzählerinn bemächtigt sich mit unwiderstehlicher Gewalt der Theilnahme des Lesers, und entläst ihn gerührt und erfreut zugleich. Zwischen dieser Erzählung und dem darauf folgenden Aufsatz *Jean Pauls: Zeitbetrachtungen im Wonnemond Europa's*, im May 1814, welcher in dem Herzen jedes Lesers einen theuern Platz gewinnen wird, befinden sich, wie auch zwischen den beyden Erzählungen: *Geschichte eines Juden*, und *der entwendete Schuh*, mehrere Gedichte von Schreiber, J. R. Wyls, Gustav Schwab, Weisser, Haug, Conz, eingeschaltet, welche größtentheils durch die Einfachheit des Vortrags befriedigen, und unter welchen wir einige Gedichte Hrn. Haugs, nicht epigrammatischer Art, auszeichnen zu solten glauben. Hr. Weisser hat indess diese kleine angenehme Sammlung durch ein Paar Epigramme seiner Art verunstaltet.